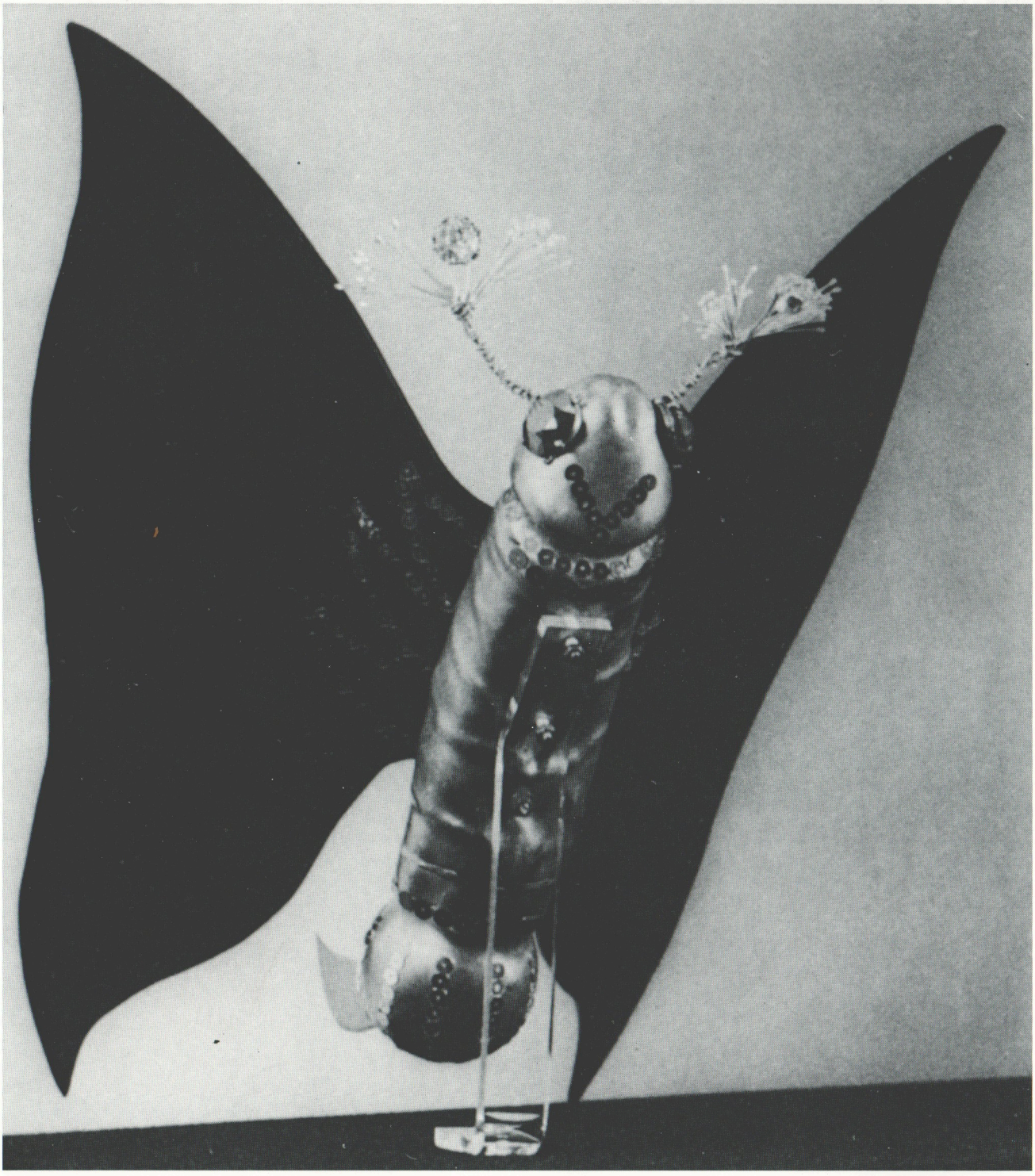
DIE SCHWARZE BOTIN

Rede an die Maden

27

Juni/Juli/August 1985

Berlin · Paris · Wien



GOTT & TOT

(1) vom engerling zum engerl

für mia williams

finzenberger lehnte sich zurück. es betrachtete traurig und enttäuscht die geringe menge ohrenschmalzes, die es gerade mit seinem elfenbeinenen grattoir gefördert hatte. es war fünfzehn uhr dreißig. finzenberger, das metamorph, hatte sich schon wieder zur anfertigung eines apokryphs überreden lassen. zunächst würde es kaffee trinken: es war beamtetes subjekt der wissenschaft und lebte seit jahren in wien. für ein wesen von fünf centimeter größe hatte finzenberger durchaus menschliche eigenschaften – nein! so geht es nicht! in diesem fall kann hofzwergisches nicht einmal anzitiert werden! beamten und funktionäre! jeder beamte errichtet sich auf einem künstler! auch hitler war ein verhinderter künstler! was für den politiker gelten mag, könnte auch für den beamteten wissenschafter gelten! oh, einmal nur phallus sein!
also: finzenberger spielt mit seiner in feinstem chevreau (ach! die sieben geißlein!) verborgenen hand und gerät ins träumen. ja, die jasomirgottstraße! vor dem dom, da hat er es ihr gestanden, nix is es mit der filosofie gewesen, denn die ousia, da is er ein für allemal draufgekommen, das wär der schwanz, nein, nicht der phallus, der leibhaftige schwanz vom alten dingsbums, und da hat sich über die unmittelbare anschauung beim besten willen keine dissertation schreiben lassen, gelacht habm sie, und dann sind sie durch die blutgasse zum grünen anger gezogen, wo die frau von J. (gschamster diener) mit dem herrn kommerzialrat glück schon wegen einem tisch verhandelt hat (Tisch & Gfrett).
aber dann war finzenbergern Anderes ins existenzielle gedärm geraten! es, finzenberger, hatte finzenberger geschaudert! ach, mauserl, warum akkumulierst du wissen! es geriet zwischen himbeerrote türen! es war wahr! ein kammerl hellblau, das nächste rosa, das dritte fliederlila gestrichen! hysterikerinnen und filosofische subjekte stellen die frage nach dem verhältnis von sein & denken! schon wieder eine filosofische dissertation! oh, diese ihre dissertationsmutter, welche grausamkeit, sie hat in ihr den edeln trieb erregt und ihr das herz in höchsten schwung bewegt, und dann is der schleier vor dem bild geblieben, oh, große göttin, wie wir zu dritt an diesem geheimen frauenort gespieben haben, aufgehängt zwischen den himbeerroten türen, die eine im hellblauen, die zweite im rosa, die dritte im fliederlila kammerl, „ousia" haben wir dabei gerächelt, und, was wir wiederum nicht gewußt haben, genau gleichzeitig hat ein anderer der gleichen dissertationsmutter den perserteppich vollgekotzt, aus purer synchronizität, der schelm! höchste zeit, daß die fastenzeit beginnt, und daß das frühjahr kommt, und der sommer, und dann gibts wieder einen urlaub in wien...

(2) S ∴ S ∴ / schwarzes schlagobers

für daniela rustin

drunt in der lobau, wenn ich das platzerl nur wüßt ... drunt in der lobau, hab ich ein mäderl geküßt ... erst wanns aus wird sein ... der liebe augustin, vollgekifft mit burgenländischem grass ... oh je ... alle freunde finzenbergers sind emigriert ... allein war es zurückgeblieben ... hatte sich von einem angebot der UFA verführen, ja, einschüchtern lassen ... auch die verwandtschaft muß versorgt werden ... poor poldi finzenberger ... totem & tabu, liver dumplings und gulaschsuppe ... können sie mir sagen, ob es am naschmarkt noch lebende juden zu sehen gibt ... doktor poldi finzenberger träumt ... die frau sopherl ... lancelot vom see ... eine rostige rüstung ... faule birnen ... lanz von liebenfels ... als dissertationsmutti enden ... herrgott aus stein, du ganz allein ... der zahnweh-herrgott lebt ... hinter dem dom haben sie einander ihr begehren gestanden: gassenkinder im labyrinth der philosophie sein ... da blickt der Steffl lächelnd auf uns nieder, und denkt sich still, der stolze dom ... im herzen wiens, im zentrum ... S ... oh, die frage nach seinem denken stellen ... das ist mein wien, die stadt der lieder, am schönen blauen donaustrom!
die swarze seitung! fürstlike gnade! alles 'ier ge'eim gesrieben! nur für 'ohe persönlikeite! ... ja, die frau von wehowski und die frau major von majer! ... die swarze seitung! eine leikname in 'interkammer von eine gräflike palais! ... tod ist viel bittrer nicht denn seine säure ... die frau von wehowski und der schöne lancelot ... nach avalon san s geritten, a zauberin habm s besucht, in apetlon am neusiedlersee ... der neusiedlersee, das meer der wiener ... áppa-

lon sagen die einheimischen ... avalon ist eine kleine insel in der dechantlacke ... in der lobau ... eine bürgersfrau mit der amante vergiften der hehemann diese nackt um dreie huhr!
ja, da war finzenberger mit den freundinnen spazieren! im winter hat es sich die finger am schilf blutig gestochen! und die freundin ist mit ihrem stiefel im sumpf eingesunken, trügerische oberflächen, und die natur hat „hilfe" geschrien ... lustig haben sie sich getummelt und geträumt ... ein film ... das genie ludwig van, und die wäschermädeln ... der ludwig ... und die pepi, die gustl, die franzi, die fritzi, die toni, die michi, die otti, die helli, die hansi und auch die friedl ... jaja, der gegensinn der urworte ... auch im prater is schön ... das wien wittgensteins und die engerln ... freilich ... worüber man nicht sprechen kann, net wahr, davon muß man halt wirklich schweigen ... in gnaden! tutte quante vertraulikeite aus die große welt! ... gott und die welt ... aber das war vorigen sommer, nein, winter, eben, mit dem beethoven-projekt ... das wittgenstein-projekt war später ... die rosen des schweigens ... die ewigen freimaurer-gschichten und die ewigen hosenrollen ... in vase indebito ... die poldi finzenberger laßt halt nix aus ... hast ghört? ... nein ... weil sie auch nie aus wien wegkommt, die arme ... verunglückt is sie ... zusammen mit dem pepi, dem gustl, dem franzi, dem fritzi, dem toni, dem michi, dem otti, dem helli, dem hansi und auch dem friedl, natürlich ... was, die alle auch ... ja, alle auf einmal ... eine tortenschlacht haben sie machen wollen, aber das schwarze schlagobers, die tückische substanz ... ( ) ..

Neda Bei

Against Nature

In Which Everything that is Young, Inadequate and Tiresome is Included in the Term Natural

I HATE Nature.
Nature and simplicity.
I always have.
I feel I always shall.
I hated simplicity in the cradle. I was given to periods of grim silence at the tender age of six months because I realized that one pin held me together. I should have liked to feel that my personality required at least three pins. Ah, how I could have basked in the knowledge that I, out of all the babies of my community, required three pins to keep me from unwinding!
I fretted if the tucks of my night gown were not inter-tucked, if you know what I mean.
I grew up in anxiety.
At seventeen I had become saturated with the average hero in books. I yearned for one who could encompass his own birth, or some little thing like that.
At nineteen I was almost improbable. At twenty-three I was wearing Burne Jones gowns and stretching my throat till it ached. I patronized two green thumb rings, and no one but the gardener of our orchid house, who was accustomed to peculiar and unaccountable forms of growth, dared address me.

A Cultivated Woman

AT twenty-five I was leaning on every garden urn within a radius of six miles. I spoke depreciatingly to bird, beast and reptile. Space was my only constituent.
I was growing.
Of course, all this was very difficult for my friends. My teas reached such a high point of tension that a sermon was finally preached about me by the pastor. He called the sermon "Don't key the E string too high"—I don't remember just what moral it pointed.
I am not an old maid. I am not bitter nor crabbed, I do not stitch narrow-minded mottoes. No, I glory in golden hair and high heels and puce gloves, and you can tell by the way my nostrils quiver that I have suffered delicately over such subjects as whether Conrad got more out of women or the sea.
I hold advanced ideas, but not vulgarly advanced. I keep just prettily ahead of the times, where I show to best advantage, half turned head over shoulder, beckoning the generation.
Neither am I particularly dangerous.
I am supposed to be, just because I scorn other peo-

ple's ideas of danger. That always makes people mad.

I am a cultivated woman. There's no denying that I have travelled. There's something Continental in everything I do. For instance, I always try to keep at least one country between me and my political faiths—that's rather unusual for a woman, you'll admit.

Then I have breeding. You know by the way I walk that I have visited Napoleon's tomb and the grave of Oscar Wilde and the German chamber of horrors in life-like wax. There's something about the way I sit in a chair—well back on the spine—that gives you a hint that I have studied the saddle technique of Jeanne d'Arc in all the better French villages, and only a person who has gone with peculiarly reverent steps up the grand staircase of the Opéra could lift her feet with that sense of doom I fill you with when I lift mine.

Safety winces when I walk. There is not a cat in the neighborhood of my apartment that does not jump six inches higher in clearing the fence than any other cat, just because of that something in my personality.

But it's not this alone that makes me narrow my eyes the way I do, and toy sadly with my endive.

It's the realization of the great number of things that come under the damning head of Nature and simplicity.

Everything that is inadequate, young or tiresome is called natural.

Men come under this head—

Love comes under it—

Babies—

Adolescence—

Womanhood—

The débutante—

The jeune fille, and

All kinds of Nature lovers, male and female.

To this list of "Natural" things I should like to add hay-fever, detective stories, bad temper, slips of the tongue, pride, and whatever you forgot to do, were too lazy to carry out, or were not clever enough to conceal.

For a beginning let me take the case of men.

Men are so simple that you can not help knowing when they are in love, by the singular way they tear down your curtainsy—hurling themselves on any photograph, not of themselves, of which you may have become fond. The secondary stage ushers in pistols, which they never intend firing off, except in the most desultory way; and before long they fall at your feet, after every other dramatic gesture has been exhausted—but it is only another of Nature's laws working—the cutworm also begins its undermining at the base.

I HAVE been cherished by many men. Men from the burning South have come to New York, following the green line, to hiss such admonitions between their teeth as "Beware!" and "Danger!" Yet in the end, so little has been their power for danger that it has been up to me to tear the tiger rug to pieces all alone, piece by piece, hair by hair.

Men from the cold North, dragging pounds and pounds of skins—encased in so many pairs of mittens that they were quite unable to reach their cardcases—have tried to convince me that I would look lovely with a small sized iceberg as a background, and the rest of the evening it has been my painful duty to keep them from bursting into verdure from their tropical excesses.

So you see they are not only ridiculous but contrary.

Added to that, they seem to think women the legitimate cul-de-sac of every narrow-minded action.

Then, when they have got you all worn out, they drag in babies.

Now what I want to know is why babies are considered such justifiers of a woman's existence?

To justify yourself more than five or six times in a life is rather insisting on the point, it seems to me; a point that even Nature would drop—and Nature almost never drops a point.

Yet some women go right on to the seventh or eighth.

I think it would be far more delicate of women, in every way, to stop clinching arguments with children.

Womanhood should not be thrust upon the attention.

And now we come to the jeune fille.

I hate the jeune fille. There isn't that much youth. They are always exclaiming "Where am I?" when they wake up a little too early for breakfast.

And, oh, the débutante!

I know every young creature is entitled to one coming out, but they come out too far. They take a sliding run and land right out here in the midst of women who have suffered and kept their cigarettes lit at the same time.

Somehow, they feel that Nature is on their side.

That's what I have against Nature.

The very presence of a débutante makes me realize that simplicity is not for me. I wish to twine roses—double strength—in my hair, and go intolerably mad. For I could bring things to madness that it has never had.

The Inadequacies of Débutantes

YES, when I hear the laugh of the débutantes, and observe all their inadequacies ending in legs; when they discuss Shaw from the standpoint of respect for the beard, and Henry James because he left everything so beautifully unsaid;—then, yes, then, I want to tear down the ivy encircling the family tomb and go into the desert with some nice, rather sophisticated monk, not too given to passionate renunciation.

Here I must ask this one question: how do young girls live through so much safety and yet reach, quite suddenly, the "Dangerous Age"?

That's not the way danger is made.

You cannot possibly be dangerous until you know *too* much about love.

Love is Nature's trump card.

I was once told (of course) that love is beautiful. It was told me by my mother; she should know, she never had it. Absence of it stimulated her imagination. The scientist will tell you that is what absence always does.

She said love is powerful; she also said love is a gift, that it is not only precious but twofold, and not to be tampered with. She added that love is not for the masses. Just what it is for, she said, she had never been able to discover; she said perhaps it belonged, intrinsically, to H. G. Wells.

She said that among Nature lovers there were none so devoted as the tired business man, and she went on to conclude that perhaps it was just as well.

I never asked her what she meant by this.

I did not ask her because I know a little something about business men as Nature lovers myself.

They love Nature more than Annette Kellerman and Isadora Duncan put together. The business man backs up any social frightfulness, of which he may have been the instigator, by simply dragging in Nature. He is always pulling your spirits down by lurid descriptions of home with roses clinging to the front porch and smoke issuing from the chimney and hens laying eggs in the back yard.

I presume almost no one really realizes how dangerous it is to love Nature. I've seen it do peculiar and horrible things to people who had a good start.

Through love of plants men have lost their ability to stand alone, and have become permanently hooked. Through preoccupation with crawling, bivalvular creatures, they have neglected to shave for such a lengthy period that they become too heavily bearded to be of any further use in the home.

Some of the best families have allowed themselves to be photographed for the photogravure section of the Times-photographed standing knee-deep in bulrushes and pigweed, holding the family baby on a level with their vandyke's—and beneath some such title as: "He loved Nature, but Nature did not wait."

On the other hand, love of NYature has done even worse things to women. Under its influence women becomes prone to nets and sharp pitiful little cries, because they have stepped on a worm or removed the pollen from some butterfly.

Now that I have told you what I hate and why I hate it. I am going to tell you what I would like in the place of Nature and simplicity, for as you may have guessed I am not essentially a destructive critic. No, I believe in building up.

I want women who will solve their destiny without children—

Débutantes who will forego youth—

Jeune filles who will regret it—

Men who will not bank on it—

Love that will not include it—

And Nature lovers who will let Nature have a few private moments—in this way perhaps something wonderful would happen!

Yes, I want intricacy, falsity, perfidy—anything, anything that is a step removed from this eternal simplicity that everybody seems to like.

Yes, I am she who narrows her eyes and toys with her endive, and I don't care who sees me.

Lydia Steptoe

(Vanity Fair, August 1922)

Nachtleben

Was hier leuchtet, ist nichts
die langsame Zerstörung des Dunklen
durch Argumente, wärmste Empfehlung
der Lichtquellen als Türklappenhallo.
Was hier leuchtet, verschwindet
fallengelassen ausgetickt eingeseift
in der Sucht nach Advent.
Die schuldige Frau umfaßt ihren Leib
als sei ihr Leib ein fremder Leib
versiegelt die geläufige Sprache
die Frau löscht das Licht
Dunkelheit malt Versöhnungsgesichter.

Ursula Krechel

a-e-m Entwicklungslabor für Industrieelektronik GmbH
D-8000 München 40, Bauerstr. 8, Tel. (089) 2715136, Telex 5215237, HRB 57362 München, G. F. G. Hüngsberg

OH WILDNIS OH SCHUTZ VOR IHR

2. INNEN. TAG.

keine Geschichte zum Erzaehlen

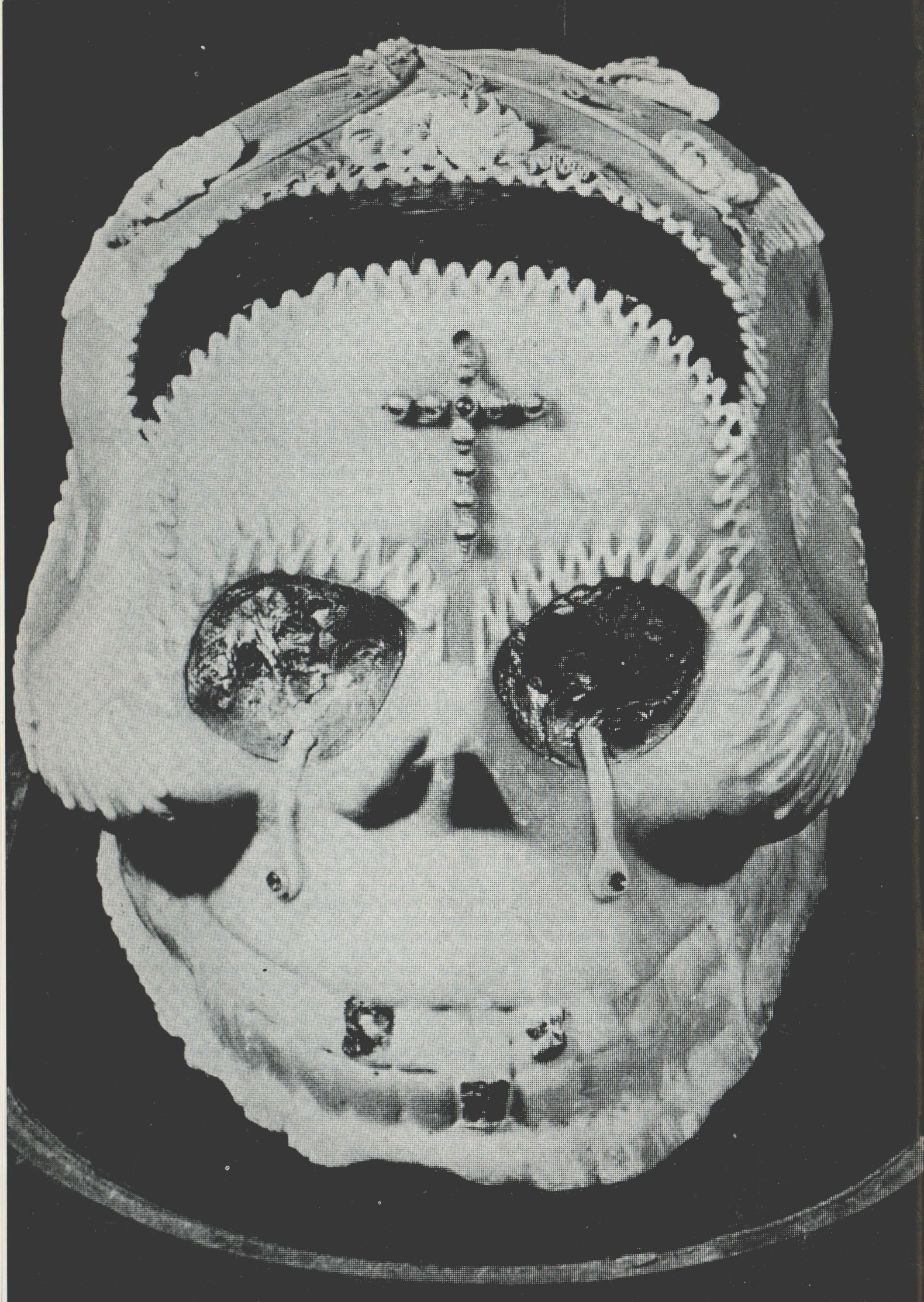
Wir alle sind schliesslich fanatisch eingenommen von dem undefinierten Raum, der nur durch unsere Gedanken begrenzt wird, durch Unsagbares also, wie Klang und Licht und hohe Baeum! Wo unsere Vorstellung aufhoert, dort faengt unser Wille erst an. Wenn unsere Vorstellung aufhoert, so duerfen wir uns verbeugen, WIR sind die Akteure, nicht die anderen. Die Grenzen der Natur sind nicht auszumachen, denn die Natur ist wunderbar und riesig gross. Der Wille weiss, was er will. Solchene muessen immer ueber Natur und dass wir sie endgueltig verloren haben reden, weil die Natur ihnen gehoert, und niemand verliert gern etwas von seinen Besitztuemern. Die haben alle Jagden gepachtet oder das ganze Land geerbt, in dem sie jetzt jagen gehen. Es muesste an dieser Stelle eine Liste erstellt werden von diesen Leuten und den Ausdruecken, die zu diesen Leuten gehoeren, denen sowieso alles gehoert. Berg mit so Schnee, gelt, das koennte euch so passen! Ihre Dienstboten, die Kuenstler und Intendanten und Friseure und Boutiquenbesitzerinnen (ihre Geliebten), die sitzen gemuetlich in der Natur und schauen aus ihren kleinen Koerpern hinaus ins Grosse, Unbegreifliche und hinauf zu einem grossen Unbegreiflichen, dem tausende von Hektar davon gehoeren. Der Kuenstler zwingt die Natur zur Uebereinstimmung mit sich, sie soll gefaelligst klingen lernen fuer den Individualisten (Individualtouristen), der sie recht verstehen koennte! Und der Besitzer der Landschaft zwingt den Kuenstler dann, wenn dieser am tiefsten versunken ist, dazu, mit ihm einer Meinung zu sein. An der Waldschuetzerfront kaempfen die Adeligen und Brauereibesitzer am leidenschaftlichsten, inzwischen glaubt sogar die Allgemeinheit bereits, der Wald gehoere ihr! Haha. Erfolg Erfolg! Diese Erfolge darf der Dichter sich nicht ins Stammbuch schreiben. Uebrigens Kuenstler: Wer kann die Natur schon so lieb anschauen wie jemand, der sonst nichts zu tun hat oder jemand, dem sie gehoert? Was frei ist, grundsaetzlich frei, sind einmal die Gedanken, nur wenn sie von Politik zusammengefasst werden, machen sie unfrei, spricht die Presse. Die sich auch um die Kultur zu kuemmern hat. Nun werden es jedes Jahr mehr, die ungeschminkt zu denken behaupten wie der Philosoph, der fuer die alte Frau gedacht hat. Immer mehr Leute stoebern die alte Frau hier draussen auf und wollen Anekdoten und Geschichten ueber den Verstorbenen hoeren. Von den Gedichten der alten Frau wollen sie aber grundsteinlegend nichts wissen. Nur einer koennte ihnen die Natur so schoen in kleine Bissen vorschneiden wie der teure Tote. Und das sind sie selber. Wenn sie empfindungsfaehig und daher empfindungswuerdig geblieben sind. Die Erde ist bevoelkert. Und auch in diesem Land wird das nationale Gefluegel wieder in seinen Brutanstalten taetig. Die wollen schon wieder (wenn sie ueberhaupt damit aufgehoert haben) Minister und Landeshauptschutzleute werden. Ihrerseits Haende schuetteln. Im Parlamentsposament wollen sie an fuehrender Stelle vertreten sein,

und zwar genau so wie sie eben sind, die schminken sich nicht einmal mehr die Lippen. Sie sind persoenlich. Steigen ueber Frauen hinweg, die im Bikini auf einer Wiese in der Sonne liegen. Ziehen ihre fesche alte Niedertracht an, um eine Autobahn oder eine Bruecke zu eroeffnen. Sie halten sich einen rassigen Hund. Es wird einem heiss und kalt von ihnen. Sie haben einen Teil der Menschheit mit ihren Faeusten zerfetzt oder sich auf andere Weise aufloesen lassen. Heute genuegen ihnen dafuer Raetselzeitschriften. Aber sie sind keine Daemonen. Sie bohren wie du und ich Loecher in die Wand und haengen Bilder an Haken. Sie kuscheln sich, friedlich geworden und somit wieder ehrgeizig, zusammen, die voelkischen Fruechterln. Denn sie sind schon seit vielen Jahren fast unbemerkt reif geworden. Sie sind und haben Generationen. Waren frueher bekleidet mit: Schirmkappen, Koppeln, Lederstiefeln. Sie waren blond oder braun, liebten bei weitem nicht alle Frauen. Ledermaentel sind heute noch zum kaufen. Kuscheln sich also zusammen: Hier Heimat im Osten, dort Helmut im Westen. Das sind naemlich Begriffe, die wieder etwas gelten. Wollen wieder ueberall zu Haus sein und fahren daher auf Urlaub. Sie verschmelzen zu einem oeffentlichen Schatten und sind in sich ganz zuhaus. Pflanzen ein blaues Gebuesch im Vorgarten. Ihre Frauen tragen Handtascheln. Auch sie sind wer. Auch ihre Vergangenheit ist es schliesslich wert,noch einmal gelebt zu werden. Ruecken alle zusammen und haben Gefuehle, die sie in erster Linie der Natur zukommen lassen. An diese Gefuehle kann man Haken naehen und sie wie die Schonbezuege in einem Wohnzimmer wegziehen, wenn die Rede auf Tempo hundert kommt fuer ihre Autos, mit denen sie sich prinzipiell besser verstehen als mit der Heimat, diese Pinsel. Das ist verstaendlich, obwohl man an der Heimat und an den Autos verdienen kann. Man muss schon hier, im Inland, geboren sein, um das alles zu begeifern. Und mit den anderen, weg damit! Unser Obst ist, wie gesagt, endlich reif. Auslaender raus. Sogar vom Staatsoberhaupt ist anerkannt, was uns alles gehoert. Es wird uns garantiert. Wir sind die unerhoerten heimischen Vorkommnisse: Denn wir kommen hier vor! Fremde raus. Touristen rein. Herzlich willkommen, zahlender Gast! Wir vermieten uns und unsere Fremdenzimmer mit fliessend Warm- und Karlwasser. Schauen Sie hin, jetzt spricht sogar im Fernsehen jemand mit Gefuehl von uns. Vom Gefuehl werden wir vereinigt. Aber nur mit Gefuehl koennen wir uns noch lang nicht vereinigen, wir muessen unserem Partner auch sonst einiges bieten. Diese Leute leiten das Heer und das Gesetz neuerdings an, damit beides nicht in die falsche, sondern in ihre Richtung laeuft. Das sind die wahren Revierfoerster im Kampf gegen diejenigen, die sie alle am liebsten erschiessen wuerden. Jaeger, haltet zusammen. Denkt richtig! Seid zuhaus! Geht ueber die Doerfer, denn sie gehoeren euch laengst! Seid alle gemeinsam! Und als naechstes gleich noch den Papst anbeten, wenn er sich entschliesst, einmal herzukommen. Sie sollen, wenn endlich abgestimmt wird, fuer Gott und seinen Vertreter deutlich die Hand heben, damit sie gezaehlt und fuer zuwenige befunden werden. Heimat, her! Wenn der Hl. Vater dann auf seinem Schimmelauto hereinrollt, sind sie schon fast zerstampft vor lauter Ruehrung (und zerstampfen ihre Gegner, die nicht an Gott und dessen Reisende glauben). Sie sind auf dem Boden nur winzige Erhebungen, weil sie alle dort knien, das gehort nun einmal zum Brauchtum dieser nuetzlichen Religion. Die Sozialdemokraten stehen derweil geduldig an der Pforte des Vergessens und fahren jeden Tag (ebenfalls geduldig) die betonierte Autobahn des Niegewesen entlang. Ihre Fuehrer sind mittlerweile die Kraetzen des Proletariats geworden. Schaemen sollten sie sich, und ihre Partei sollte sich ihrer schaemen.

Keiner schneidet sie aus dem Fleisch der Arbeiterbewegung heraus, bevor sich die Arbeiter ueberhaupt nicht mehr bewegen koennen. Die Volkstumskundler sind jetzt auf einmal in der Regierung,, diese Krebsgeschwuelste. Und schaffen an! Sie hupfen einmal im Jahr ueber ein Sonnwendfeuer, aber auf jeden Kommunisten, den sie sehen, auf den treten sie sorgfaeltig drauf. Diese ich weiss nicht wer. Mir fehlen die Worte:ach, auch aus der Gewerkschaft kommen sie. Die auch einmal Anfuehrer sein wollen, denn es ist ihnen zu lang vorgemacht worden, dass man welche braucht. Endlich sind auch sie am Zug. Sollten lieber vor Schande Erd auf ihre Koepfe haeufeln. Diese Schlachtenbummler, die mit leeren Flaschen schmeissen. Eine Fabrik ist einmal ein Ehrenplatz gewesen. Aber wenn es auf der Welt brennt, fahren sie ungefaehrdet hin (Nicaragua) und kommen als unbelehrbare Ausfluegler wieder nach Haus. Das ist der Preis fuer ihren Ruhm: die kleine Koalition. Endlich sind auch die Nationalen wieder auf der grossen Seite der Mehrheit und haben daher recht (auch sie, auch sie scheissen dorthin). Sie duerfen sich Interessenten einladen. Schon ducken sich die nationalen Nistplaetze in die Spannteppiche der Gremien und Ausschuesse und machen ihre Scherze mit denen die sie frueher mit Schuss und Tritt zusammengegatscht haben. Nun, dann gehen Sie eben zum Russen, wenn Ihnen was bei der Anprobe des braunen Anzugs nicht passt. Wenn beide Seiten es geniessen, was will man da tun? Gott, der Bundeskanzler und der heilige Ungeist falten ihre Haend ueber denen. Und wenn auch wir noch ein bisschen haushalten mit uns, kommt auch noch das Gemuet ins Oeffentliche! Und bitte, was sagen Sie nun, hier ist es auch schon: Hoeren Sie mir gut zu. Da faehrt ein frueherer SS-Todesbrigadist, obwohl er mindestens zehn Meter von jeder menschlichen Ansiedlung entfernt aufgestellt werden sollte, zum Vortreten und Aufzeigen und Gedichtaufsagen im Namen aller seiner Buerger, Untaten und Untertanen, ein Mann aus Mayrhofen (Zillertal in Tirol, die beste Adresse in dieser Gasse) wohin faehrt er? Nach Amerika, wo manchmal die vielen Schifahrer zu uns herueberkommen. Aber was geschieht dann? Kurze Pause bitte. Fuer eine Ausschweifung: Die Europa entwendeten Juden, die heute in Miami, Florida, wohnen, schmeissen ihn gleich wieder komplett aussi. Hier kommt er also wieder retour und nun ist auch er ein schmaehlich Ausgewiesener aus: kein schoener Land in dieser Zeit als hier das Unsre weit und breit, wo die Olympiade stattgefunden hat, dieser Goldregen. Auf Fotografien und Videotapes ist das alles fuer uns festgehalten worden. Das wissen Sie ja schon. Der Buergermasta hat sich dort aufgeblaeht vor lauter: den Kopf aus dem Fenster halten, denn wir sind inzwischen rehabilitiert und haben ernstlich ein Amt zu bekleiden und unsre Frauen mit Pelzmaenteln. Wir sind wieder wer. Der Buergermeister verdient vernuenftig, seinem Mass entsprechend, an den Fremdenverkehrslaunen von Auslaendern. Mit seinem Buben ist der erste Buerger seiner Stadt Mayrhofen dorthin gefahren, wo das Saison-Geld auf ihn wartet, eine Musikkapelln hat gespielt sursum bumm bumm, wie Nietzsche heute sagen wuerde.Das Hausbergl, wie ich heute sage, denn so heisst der Mann, ist ueber den Ozean bewegt worden, genauso wie ihn frueher kein Flehen aus Menschenhals zu bewegen vermochte. Das ist eine menschliche Brandung, die alles ueberschwemmt. Hat Kinder und Frauen ins Moor gescheucht wie die Fliegen von seinem Tisch, und jetzt auf gehts in die Suempfe Floridas, wo es sogar Krokodile und Indianer gibt, die man auch heute noch ausrotten kann. Das Hausbergl! Gruess Gott. Heute fahrt der nur mehr mit seinem Mercedes Schlitten. Dieser Ehrenstich von einem gewaltsam eingedeutschten Laendler, der nur in der Schreibstub gehockt ist, waehrend die anderen, die wahnhaft Aktiven, mit ihren Reisszaehnen (nur fuer den Eigenbedarf an

Nahrung, so ist ist die Eigenart des Raubtiers in den heimischen Waeldern) so lebendige Leutln, gelt, geschlagen haben. Sagt er. Das Tier kann nichts dafuer, dass es mit solchen verglichen wird. Das sind Schlachtzimmer, eigens dafuer eingerichtet, denn irgendwo muss das Blut tuechtig spritzen duerfen. Oben offen sind diese Zimmer, damit das Wetter auch noch hineinpruegeln kann. Die Witterung wird oft von den Fremden nicht gebilligt. Ich wiederhole es hier noch einmal, wenn es sein muss: Das Hausbergl hat von alldem nichts gewusst, Sie brauchen es also nicht noch einmal zu befragen. Sie brauchen gar nicht so bloed schauen oder mich anzeigen! Dieser Todeshotelier, dieser Buergerkleister, der die Gemeinschaft beleidigend und unnoetig zusammenhaelt, weil ihm vieles als Besitz gehoert in diesem Alpenort. Ist nicht so einfach, denn wo kann man heute noch Goldzaehne herausbrechen, wenn man zum Zahnarztberuf nicht gerade berufen oder geboren ist. Gut gut, er verbeugt sich in Florida, nachdem er eine Volkskundedarbietung geboten hat,dieser Einmannbetrieb im Jodeln und Dodeln, der verbeugt sich jetzt so tief wie der deutsche Bundeskanzler und kriegt hernach einen Orden und Buketts. Kriegt Geschenke. Verschiedene Industrien zahlen gleich vor Freude und nehmen danach wiederum etwas Geld ein. Die Stadt Mayrhofen im Zillertal werden wir uns merken muessen, die hat sich noch nie bei seinem Anblick (beim Anblick von ihrem ersten Buerger) uebergeben muessen, sonst muessten die Mitbuerger, die keine Totenmeister sind, ja dauernd ueber Lacken hupfen, selbst bei gutem Wetter. Und wie viele Jahre hat er die Stadt jetzt in der Faust! Er wird von denen Produkten dieses Oberorts (Handwerk fuer die Andenkenlaeden) und dann, weiters, von ganz Tierol, das unter einer Dornenkrone schmachtet, die die Italiener ihm aufgesetzt haben, als es nicht hergeschaut hat, jeden Tag hoeflich gegruesst. Er ist ein Meister seines Fachs, in dem die Leichen aufgeschichtet liegen, die er frueher in eigener Erzeugung hergestellt hat. Ein Tiefkuehlfach ist das, denn die Leichen sind schon alt, aber immer noch frisch. Mehrere Frauen nehmen ergeben die Kopftuecher ab. Dieser Mann antwortet auf alles, sogar im Rundfunk, ohne Verlegenheit, aber in der oesterreichischen Tradition der Verlogenheit. Gleich wird es wieder privat werden, keine Angst. Das Papier erstickt ja sonst. In dem dunklen Wald rings um Mayrhofen spielen Hirsch und Reh sich mit den Baeumen. Auf den Fensterbrettern wachsen Blumenkisten. Denn im Ausland braucht so ein Ort ja eine Auslage, in der es sich spiegeln kann. Es gefaellt dem Buergermeister, diesem Repraesentanten, hier so gut in diesem Frischluftdepot (zum Tanken und Bedanken), dass es eigentlich auch anderen gefallen muesste. Jedoch nicht jeder hat so ein grosses Herz fuer Tiere und die Natur. Und gerade in diesem kritischen Moment, da alles auf des Messers Schneide steht, da es um Sein oder Haenschen Klein an den heimischen Frischluft Buehnen geht, da hauen ihn die Juden diese internationale Mafia aus Amerika raus. So eine Schand. Obwohl die Presse gewaltig uebertreibt, es war ganz anders! Wie, das wissen wir nicht. Das koennen wir gar nicht wissen. Der Buergermeister und sein sich der Oeffentlichkeit bedrohlich naehernder Sohn (30), der auch einmal in eine Menschenschule gegangen ist, sprechen im Maennerchor: eine Bagatelle von dieser Bagasch!

ELFRIEDE JELINEK



DAS TOTALITÄRE GLÜCK

Auf dem anonymen Fest, mit dem „Die Geschichte der O" endet, tritt O in der Maske eines Käuzchens auf: unter dem Gefieder nackt, rasiert, an einer Hundekette geführt, die durch einen Ring an ihren SEchamlippen befestigt ist, die Initialen ihres Besitzers auf den Körper gebrannt.
„Wer ist sie, sagten alle. Wem gehört sie? - Ihnen, wenn Sie wünschen."
Man bestaunt sie, betastet sie, untersucht im Kerzenlicht ihre Kette, aber keiner spricht sie an, als wäre sie tabu, nicht menschlich.
Aus ihrer Entfernung betrachtet sie die Menge: weder Abscheu und Verachtung der einen, noch die Faszination anderer erreicht sie.
Die auferlegte Stummheit ist Teil eines elaborierten Abrichtungsverfahrens, an dessen Ende die totale Hingabe an den Peiniger, eine exzessive Selbstauslöschung liegt.
Der Autor der Geschichte, der hinter dem weiblichen Pseudonym „Pauline Réage" steht und allgemein für eine Frau gehalten wird, beschreibt die Stadien dieser Erziehung in einer distanzierten, klaren Sprache, die einige keusch nennen.[1]
In einem abgeschiedenen Schloß-Etablissement in Roissy, wohin O zu Beginn der Geschichte von ihrem Geliebten gebracht wird, wird ihr als erstes der Kontakt zum eigenen Körper untersagt; sie darf ihre Hände nicht an sich benutzen, sie wird gefüttert, gewaschen, an- und ausgezogen, vergewaltigt; sie fühlt sich selbst nicht, nur durch die Zugriffe anderer wird sie informiert. Ihr Mund hat offen zu bleiben, wie die Beine, ihre Öffnungen gehören anderen; die Augen bleiben gesenkt - Neugier soll ausgetrieben werden.
Als sie an Sir Stephen verschenkt wird, erfährt sie noch schlimmere Mißhandlungen, immer raffiniertere Verstümmelungen, die sie als seinen Besitz dauerhaft kennzeichnen.
Eine zeitlang in die bürgerliche Freiheit ausgesetzt, kehrt sie nach Roissy zurück, wo ihr Besitzer sie verläßt.
„Die Geschichte der O hat einen zweiten Schluß. Er lautet: Als O sah, daß Sir Stephen sie verlassen würde, wünschte sie sich den Tod. Sir Stephen erteilte seine Zustimmung."[2]
O's Versklavung geschieht nicht allein aus fremder Willkür; vor den Mißhandlungen wird sie nach ihrem Einverständnis gefragt und sie stimmt jedesmal zu. Ausgepeitscht, durchlöchert, mit Brandwunden versehen, erreicht sie Ruhe und Verklärung, einen Stolz, den sie aus der extremen Wahrnehmung ihrer Körperlichkeit zieht. Die Hingabe ihres Willens, die Faszination über die Zerstörbarkeit des Körpers bei lebendigem Leibe bilden das Mysterium ihres zur Wollust autolysierten Lebens, dem ihre letzte Neugier gilt.
Fremde Neugier, die so zugelassen wird, hat den gleichen Ausgang:

> Kaiser des Südmeers war Flugs. Kaiser des Nordmeers war Stracks. Kaiser der Mitte war Urdunkel. Flugs und Stracks trafen einander von Zeit zu Zeit im Lande Urdunkels, und Urdunkel begegnete ihnen mit großer Freundlichkeit. Da berieten sich Flugs und Stracks, wie sie die Gunst Urdunkels vergölten, und sie sprachen untereinander: Die Menschen haben alle der Öffnungen sieben, zum Sehen, zum Hören, zum Essen und zum Atmen. Der hier allein hat keine. Laßt uns versuchen, sie ihm zu bohren!
> Täglich bohrten sie ein Loch. Am siebten Tag war Urdunkel tot.[3]

Die Faszination der Zuschauer produziert weitere Opfer, el sueño de la razón produce monstres.
„Verstand geht dem Blödesten auf. Um die Augen beginnt es. Von hier aus verbreitet es sich. Ein Anblick, der einen verführen könnte, sich mit unter die Egge zu legen",[4] beschreibt der Offizier in Kafkas „Strafkolonie" die Wirkung der Foltermaschine, deren Botschaft die Verurteilten an ihrem Leib ablesen sollen.
„Oft hockte ich dort, zwei kleine Kinder rechts und links in meinen Armen. Wie nahmen mir alle den Ausdruck der Verklärung von dem gemarterten Gesicht!"[5]
Der Offizier steigt zuletzt selbst auf das Gerüst.
Das Kind Nathalie wird zu O's eifriger Jüngerin, die es nicht erwarten kann, nach Roissy zu gelangen, und das junge Mädchen auf dem Fest, wo O als Käuzchen auftritt, hört überaus ernst zu, als ihr Begleiter ihr sagt, er würde sie genauso abrichten.
O's Entwicklung ist mit der Tiergestalt abgeschlossen. Sie zeigt jetzt den Gleichmut des gefangenen Affen, der wie sie seine Dressur durch verzweifelte Autopsie überboten hat und in Selbstverleugnungs-Exerzitien zum Varieté-Künstler geworden ist. Nur die wahnsinnigen Augen des halbzahmen Affenweibchens, mit dem er es sich nachts „nach Affenart wohlgehen läßt", verstören ihn: „Sie hat

nämlich den Irrsinn des verwirrten dressierten Tieres im Blick; das erkenne nur ich und ich kann es nicht ertragen."[6]

Dressur als Spektakel, mit Kostümen und Peitschenknallen, mit dem der Dompteur einem affirmativen Publikum das Tier-Weib präsentiert, ist ein durchgehendes Motiv bei Wedekind; er selbst spielte den Tierbändiger im Prolog zu „Erdgeist" mehrmals.
In „Mine-Haha" entwirft Wedekind eine pädagogische Provinz, in der junge Mädchen ausgebildet werden. Das komplexe Programm umfaßt Turnen, Tanzen, Körperbeherrschung, Artistik; die Neuankömmlinge, die nackt in einer Kiste eingeliefert werden, lernen von der nächst Abgehenden ein Instrument zu spielen. Die Gruppen sind altersmäßig gestaffelt, die Älteste hat jeweils Verantwortung für alle. Mit vierzehn, wenn die Mädchen die Anstalt verlassen, können sie auf den Händen gehen, aber keine kann lesen und schreiben.
Das ist der erzieherische Entwurf eines pädagogischen Genies - wie ihn seine Tochter Pamela bezeichnet hat.
Die Gymnastik-Lehrerin Gertrud, die den Kindern Springen und Laufen beibringt, ihnen die Gürtel straff zieht, ist ein Muster von Selbstzucht: die Weidenrute, mit der sie die Haltung der Kinder locker korrigiert, läßt sie oft auch über ihre Waden wippen. Wegen der Perfektion ihrer Fuß- und Hüftbewegungen wird sie voll Bewunderung mit einem Pferd verglichen.
Bei Wedekind ist der Vergleich mit einem dressierten Tier ein Bild der Vollendung.
In der Kolonie ist die sprachliche Verständigung aufs Minimum beschränkt: „Wenn eine den Mund auftat, wußten immer alle übrigen schon, was sie sagen wollte."[7] Auch in dem Theater, wo die älteren Mädchen an Aufführungen beteiligt sind, kommt man ohne Sprache aus, es ist eine Zirkusatmosphäre. Die sexuell konnotierten Pointen der Pantomimen sind von drastischer Anschaulichkeit. Sie sind kalkuliert für ein Publikum, das bei entsprechenden Stellen ins Tosen gerät und das Haus jeden Abend füllt. Damit wird die ökonomische Basis der Anstalt gesichert.
Den Mädchen bleibt der Inhalt der Stücke unklar, sie fragen auch nicht danach. Neugier kommt nicht auf, sie wird an Gerüchten erstickt.
Allein der Anblick der verunstalteten Bedienerinnen - „man hätte sie ohne weiteres erwürgt" -, die alle einmal eine Flucht versucht haben sollen oder zu einer anderen heimlich gegangen sind, versperrt jeden Gedanken an Ausbruch. Durch Mythenbildung in abschreckenden Bildern disziplinieren sich die Mädchen selbst.

Die Uniformität des Heimlebens macht die Zöglinge inert. Sie waten durch den Park im Schlamm, verlieren die Schuhe darin und heben sie nicht auf; die gelegentlichen Todesfälle, Unglücke beim Turnen oder Schwimmen, Erstickungsanfälle werden mit Gleichmut hingenommen.
In eidetischen Bildern entsteht die Vorstellung von der zunehmenden Schwere der Pubertierenden, ihre Verwirrung und Trauer über den plump gewordenen Körper: - Blanka, die blaß und schläfrig sich aus Leinen eine Binde näht, - Hidalla, die sich nachts im Bett voll Wut auf die dicken Glieder schlägt.
„Ich war mir zum Abscheu. Überall war ich mir im Wege."
- Zwei Jahre nach dem Olympia-Sieg der damals fünfzehnjährigen Nadia Comaneci in Montreal berichteten die Zeitungen über die einstmalige Turnkönigin:
N. C. schien die traurigste Turnerin des Länderkampfes zu sein. Sie litt deutlich unter ihrem zu hohen Gewicht, lebte bei ihren Übungen von ihrer alten phänomenalen Sicherheit, doch die frühere Eleganz ist hin. Was vor Jahresfrist noch leicht und schwerelos wirkte, scheint heute schwerfällig, müde. ... Der neue Star in Rumänien ist Emilia Eberle ... Sie ist auch äußerlich die Nadia Comaneci von früher. Sicher, elegant, mit den gleichen Zöpfen, mit der gleichen Größe, der gleichen Figur, fast dem gleichen Gesichtsausdruck. Und sie erhält auch schon Nadias Noten.[8]
Für die Nachfolge ist gesorgt, in Wedekinds Heim-Landschaft wie in den Konditionierungslagern der Sportler. -
Bald nach dem körperlichen Umbruch verschwinden die Mädchen aus der Anstalt, werden im Chor wieder mit den Jungen zusammengeführt, die sie seit ihrem Abgang aus dem Kinderpark mit sieben Jahren nicht mehr gesehen haben; in einer symbolischen Koppelungs-Zeremonie werden die beiden Geschlechter-Gruppen der Gesellschaft einverleibt. Der Ausgang wird nicht mitgeteilt.
Nur die Biegsamsten, zugleich mental Angepaßtesten, haben ein anderes Los. Sie werden bei der Musterung durch eine Kommission bürgerlicher Damen, denen sie nackt vortanzen, vorspielen und von ihnen abgetastet werden, ausgelesen und vorzeitig übernommen. „Sie besahen die Mädchen noch einmal von vorne, von hinten, von beiden Seiten, betasteten die Muskeln, die Weichen, prüften Hände und Füße, untersuchten die Zähne, die Haare, die Augen, die Fingernägel."[9]
Der Bestimmungsort ist ungenannt; nach dem Stil der Beschauung und dem Stolz der Mädchen dürfte es sich um einen Prototyp des Unternehmens „Lebensborn" handeln.

Die Idee der Rassenzucht und der freien sexuellen Verfügbarkeit - implizit auch in zahlreichen Schriften zur Bewegungs- und Körperkultur enthalten - sind in der bürgerlichen Gesellschaft lange vor dem Faschismus heimisch, oft bei ihren avantgardistischen Köpfen: Nietzsche, Wedekind, Steiner, Karl Kraus („Die chinesische Mauer": Die Lust der Reihe).

In Wedekinds zentraler Darstellungsform, dem Theater, ist das Thema der Rassenzucht gekoppelt mit der Faszination durch das ungeheure Trieb-Wunder Weib. Lulu erliegt nur dem ebenso unausweichlichen Trieb des Täters Jack the Ripper; der Zwergriese Karl Hetmann entwirft seine Theorie einer befreiten neuen Menschheit als sexuelle Zugriffs-Gesellschaft. Seine Thesen sind in dem Skript „Hidalla" abgefaßt, gleichnamig mit der Erzählerin der Mine-Haha-Geschichte.

Sie zeigt „männliche" Eigenschaften (Hidalla ist ein männlicher Name aus „Ossian"): sie ist die einzige unter den Mädchen, die zu kritischer Distanz fähig ist, körperlich nicht sehr anmutig, nur musikalisch begabt; sie ist imstande, um die schöneren Mädchen zu werben, die in sich narzistisch versunken bleiben, angepaßt, verfügbar, ohne Zögern - für das obszöne Theater, das ihnen nicht erklärt wird, - für die obszöne Wahl zu den „Besseren".

Wedekind beschreibt mit Theaterbesessenheit Kleidung und Licht, Stoffe, Schnitte, die die Gliedmaßen freilassen, Frisuren, körperliche Eigenheiten, Haltungen.

Das Ritual des An- und Ausziehens, die Herrichtung der Novizinnen, die Einweihung in den Stereotyp ihrer Handhabung, zugleich die Entrücktheit, die Atopie der Anstalt, die in „Mine-Haha" und in der „Geschichte der O" gleich sind, sind Merkmale der Pornographie, seit de Sade archetypisch. Das graduierte Austauschen der Elevinnen, von denen bei Wedekind eine Kaskade von Namen bleibt - Kairula, Simba, Filissa -, verläuft bei „Pauline Réage" unbeteiligter, ihre Heldin hat nur noch den Anfangsbuchstaben. Hier bietet sich schon der Übergang zu Nummern an.

Beide Texte gehen über den gattungsmäßigen Ansatz hinaus. „O" überschreitet die Grenzen der passiven Pornographie, sie gestaltet ihr Glück als Annäherung an den letalen Ausgang. Wedekinds primäres Interesse ist pädagogisch. Die Organisation des Waisen-Parks, seine reale Existenzfähigkeit in Berechnung der Wirkung der Theateraufführungen ähnelt Makarenkos Kolonie im nachrevolutionären Rußland, bis auf den Unterschied, daß die *besprisorniki* lesen, schreiben und arbeiten lernen.

Der konkrete Einsatz der entlassenen Zöglinge unterscheidet sich letztlich nicht wesentlich. In beiden Fällen läuft er auf einen Verbrauch zugunsten einer ungeklärten, in keinem Fall durchschauten Gesellschaft hinaus.

Die Heimerziehung schafft keine Autonomie, wie selbständig auch die Jugendlichen ihre Organisation gestalten.

- Die besten Zöglinge in Makarenkos „Pädagogischem Poem", die ebenfalls begeistert Theater spielten, wurden als Polizei-Hilfstruppe der Tscheka eingeordnet. -

Wedekind führt die Gedanken aus, die er in dem späteren Roman-Plan „Die große Liebe" abgebrochen hat, „weil die erotischen Kraßheiten doch einen Druck unmöglich machten" (laut Kutscher).[10] In „Mine-Haha" tarnt er sie noch als Erinnerungen einer alten Frau an ihre Kindheit; in einer Rahmengeschichte spricht sie den Dramatiker auf sein „Frühlingserwachen" an, sie hätte vor Jahren etwas Ähnliches für Mädchen geschrieben. Zwei Wochen später begeht sie Selbstmord; Wedekind entscheidet sich, das Manuskript „seiner stilistischen Eigenart wegen" unverändert zu veröffentlichen. Mit dieser Fiktion läßt er die beiden Stücke sich gegenseitig erläutern.

Der Tod der Erzählerin erspart einen klärenden Schluß, die Ereignisse überstürzen sich: - die Ankunft der Mädchen in der Stadt, die Verbindung mit den Knaben, das stürmische Fest, ‚Empfang bei der Welt' - wie der weiße Strudel am Ende von „A. G. Pym", wie das ungeheure Schiff in „MS found in a bottle" bei Poe und der Stupor des gehetzten Verfassers in Lems „Memoiren, gefunden in der Badewanne".

- Die *Flaschenpostliteratur* hat in jeder Gestalt dieses beschleunigte Ende, der finale Abbruch stellt das notwendig Fragmentarische der Handlung heraus.

Am überzeugendsten ist die Theater- und Zirkusatmosphäre der Geschichte, die lustvolle Darstellung der körperlichen Biegsamkeit der Mädchen, die Wedekinds Autorschaft außer Zweifel läßt. (Jacques Dalcrose hat sich von diesem Modell bei der Gründung der Hellerauer Tanzschule anregen lassen.)

An einer Stelle, kurz vor dem Maelström des öffentlichen Auftritts, läßt Wedekind die Erzählerin die Einsicht aussprechen: „Ich möchte den Mitlebenden die bangen Schauer ins Gedächtnis zurückrufen, die wir zur Belustigung einer besinnungslosen, wollusttrunkenen, rohen Menschenwelt alle einmal durchgekostet, wenn uns auch die gewaltigen, nie geahnten Schicksale des Lebens sehr bald nur mit spöttischem Lächeln an jene Schrecknisse zurückdenken lassen."[11]

In ihrer Mehrschichtigkeit, ihrer Mischung zwischen Prosa, Thesen und Drama, kann „Mine-Haha oder Über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen" mehreres sein: pädagogisches Traktat,

männliche Wunschprojektion, negative Utopie.
– „Wir waren glücklich, eine wie die andere, aber das war auch alles." –[12]
Im individuellen Bereich korrespondiert diesem Entwurf Wedekinds eigene Definition von Glück: *Seinen Anlagen gemäß verbraucht zu werden.*[13]

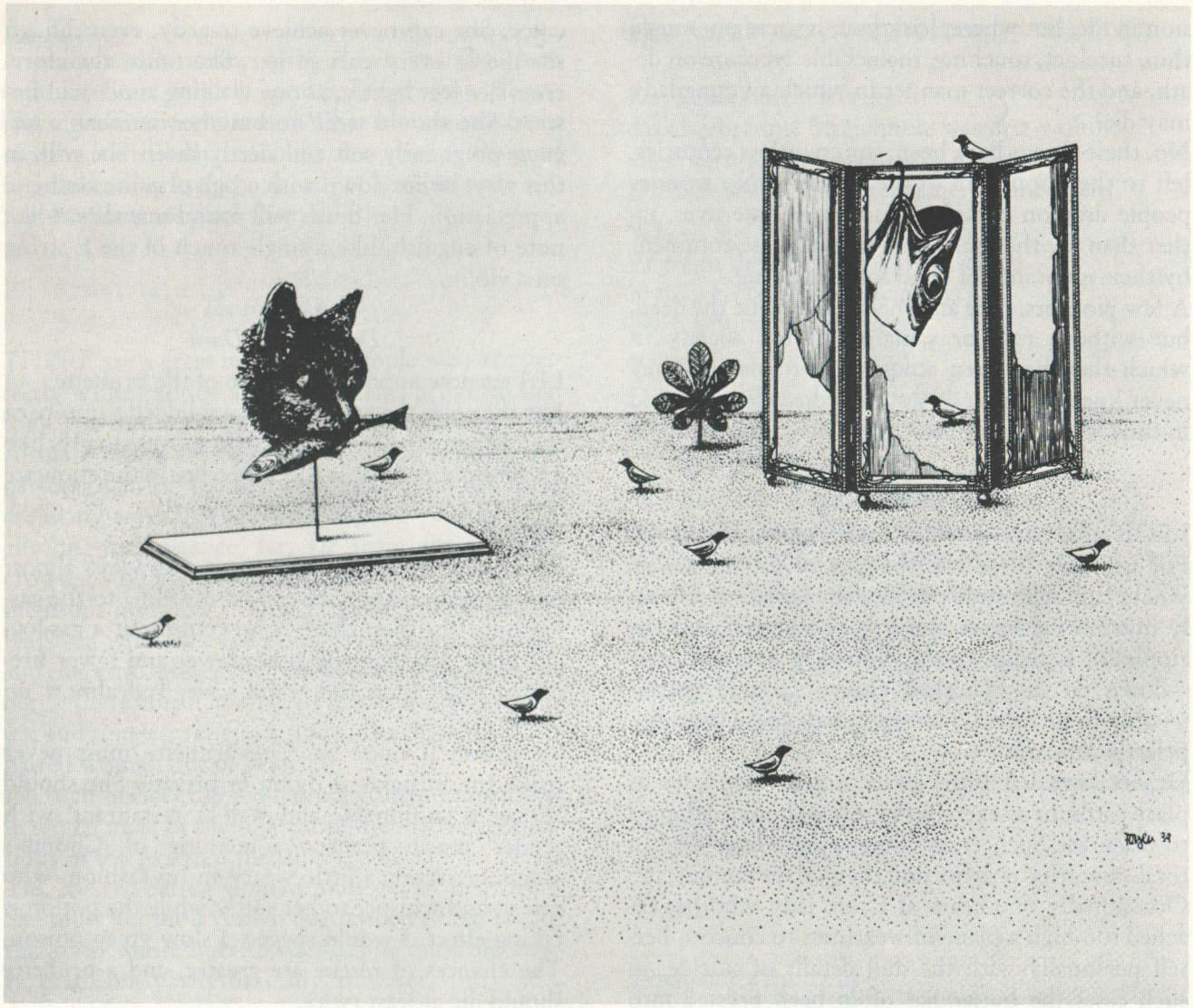
Der Zwang zum Glück als staatlich verordnete Doktrin findet sich in Jewgenij Samjatins Roman „Wir", dessen englische Übersetzung 1924 erschien und sowohl Huxley als auch Orwell maßgeblich beeinflußt hat. Es ist die Zeit der großen negativen Utopien – Karel Čapeks R. U. R. erscheint 1920, H. G. Wells' Romane, z. T. mit positiver Botschaft, schon früher.
Die Sphäre der Sexualität, des intimen Lebens wird in Samjatins Roman auf Hetmannsche Weise gelöst: Man kann sich auf eine andere „Nummer" abonnieren; Männer haben vorangestellte Konsonanten, Frauen Vokale als Erkennungszeichen. Die Abonnenten bekommen rosa Billetts, nach deren Vorzeigen einmal wöchentlich die Vorhänge in den gläsernen Wohnungen und Häuserkästen zugezogen werden dürfen. Wer Kinder zeugt, wird hingerichtet – Frauen nach der Entbindung, Männer nach der Preisgabe ihres Namens durch die gefolterten Frauen. Es gibt trotzdem welche, die Mütter werden wollen.
Kinder werden in Auditorien von Maschinen-Lehrern unterrichtet. Es gibt auch „Nummern", also Menschen, die diese Aufgabe übernehmen, wie die fischhafte U, die ihre Pflicht sehr ernst nimmt: „Ich liebe Kinder sehr, und ich glaube, daß die schwierigste, höchste Form der Liebe die Grausamkeit ist."[14] (auch ‚Sir Stephen' läßt O seine Liebe als fürsorgliche Grausamkeit spüren). U ist auch unter den Ersten, die die ganze Klasse zur Operation bringen.
Der Ausdruck „sich auf jemanden eintragen lassen" hat sich ironischerweise in der heutigen SU erhalten. (Obwohl Samjatins „Wir" nicht im Lande veröffentlicht werden durfte; Samjatin ist mit Stalins persönlicher Erlaubnis ausgereist, konnte aber im Exil nicht schreiben und starb früh). Diamanten- und Molybdän-Sucher in Sibirien, Genossinnen und trinkende, zu disziplinierende Komsomolzen, lassen sich „eintragen", um eine Wohnung zu bekommen oder um den Verdacht des „Hooliganismus" von sich abzuwenden. Die Verheirateten erfüllen ihren Plan verantwortungsvoller, die Frauen können den Alkoholismus der Männer besser unter Kontrolle halten. –
In Samjatins Entwurf ist der Taylorismus zur Staatsideologie erhoben. Die unendliche Harmonie der Zahlen und geometrischen Formen beruhigt die Bewohner durch ihre numerische Stimmigkeit im magischen Würfel des Staats. Das Schrifttum dient der Festlegung der Gesetze und der Verherrlichung der Gemeinschaft. Das Epos von den Freigelassenen kennt jedes Kind: drei Nummern wurden ausgesetzt, für einen Monat von der Arbeit befreit. „Die Unglücklichen lungerten in der Nähe ihrer früheren Arbeitsstätte herum und starrten mit gierigen Blicken auf die anderen; sie blieben mitten auf der Straße stehen und vollführten stundenlang jene Bewegungen, die zu bestimmten Tageszeiten bereits ein Bedürfnis für ihren Organismus geworden waren ... Am zehnten Tag hielten sie es nicht mehr aus: sie faßten einander bei den Händen und gingen ins Wasser. Unter den Klängen unseres Marsches sanken sie immer tiefer, bis die Wellen ihren Qualen ein Ende machten."[15]
Der Himmel im Einzigen Staat ist blau und wolkenlos. Gegen Ende bewölkt er sich, und es erscheinen Vögel, die von jenseits der Mauer, der vollkommensten Konstruktion im Staat, hergeflogen sind. Nach kurzem subversivem Tumult versammeln sich alle Nummern wieder auf dem Platz der Einigkeit und jubeln dem Wohltäter zu, der die Abweichler regelmäßig bei Massenfesten hinrichtet. – „Der Wohltäter in weißer Uniform, der uns in seiner Weisheit unsere Hände und Füße mit den starken Fäden des Glücks gebunden hat."[16]
Als letztes Hindernis auf dem Weg zum totalen Glück wird die Phantasie wegoperiert, um den Einbruch der selig machenden Entropie zu bahnen.
Am Ende sieht D-503 ungerührt zu, wie die ehemals geliebte I-330 gefoltert wird, und wundert sich, daß ihn früher etwas beunruhigen konnte.

Libuše Moníková

Der Essay wurde in einer kürzeren Version am 15. 12. 1984 bei einer Präsentation der Schwarzen Botin durch die Frauenbuchhandlung „Frauenzimmer" in Wien vorgetragen und erschien in dieser Fassung in: Neue Rundschau 1/85.

Anmerkungen:

1 s. auch Susan Sontag: Die pornograpische Phantasie, I, II in Akzente 1/2 1968 und das Vorwort zum Roman von Jean Paulhan
2 Pauline Réage: Die Geschichte der O, Darmstadt 1967, S. 261
3 zitiert in der Einleitung zu Tao-Tê-King, Reclam Stuttgart 1961
4 Franz Kafka: Sämtliche Erzählungen, Frankfurt am Main 1973, S. 108
5 ibid. S. 111 f.
6 ibid. Ein Bericht für eine Akademie, S. 154
7 Frank Wedekind: Erzählungen, München 1961, S. 156
8 Weser-Kurier Nr. 237, S. 21, 9. Oktober 1978
9 Wedekind, a. a. O. S. 159
10 Artur Kutscher: Wedekind, Leben und Werk; München 1964, S. 200
11 Wedekind, a. a. O. S. 179
12 ibid. S. 155
13 s. Günter Seehaus: Wedekind. Monographie, Reinbek 1979, S. 129
14 Jewgenij Samjatin: Wir, Zürich 1977, S. 161
15 ibid. S. 252
16 ibid. S. 184



What Is Good Form in Dying?

In Which a Dozen Dainty Deaths Are Suggested for Daring Damsels

PERHAPS nothing else in life is quite so untutored as death. Many people, indeed I may say all people, think of dying sooner or later. It is however, never an impending event; if you talk to your friends you will invariably discover that they have saved it up for a rainy day, hoarding it as a sort of delated revenge on society. Yet in some vague way, in each mind, suicide presents itself as a possible exit should life become too similar—or too different.

The lists of suicides in the papers often draw the world's attention to the somewhat fleeting quality of life, and the mutability of the flesh. All nations have had to admit that life is a thing here today and gone tomorrow.

Choose your exit now, but choose it with discrimination. One must die in good taste. Yet how many people fail to realize that there is a ritual of good form for death as there is for life!

What portentous chapters have been written in the correct way in which to stand, to sit, to rise, to bow, to laugh, to dance! Heavy tomes have been compiled on the art of living; mail order houses do a rushing business issuing sample letters of love, rejection, and despair. They tell a young lady how to express condolence, how to hold the attention of the big business man, how to make herself respected when it is alle but too late. There are, in other words, rules for every known and unknown occa-

sion in life, but where, I ask you, is there one single thin, succinct, touching, ineluctable *brochure* on death, and the correct manner in which a young lady may die?

No, these things have been, for countless centuries, left to the inspiration of the moment. No wonder people drag on dreary and inappropriate lives, rather than lay themselves open to adverse comment by their ignorance of good form in dying.

A few pioneers, here and there, have done the deed, but without rule or sanction of the society in which they had been accustomed to move. They never knew whether or not they died elegantly and in tune with their immortality.

Regrettable Errors

I FOR one, have heard of some regrettable errors. For instance, there was the case of the handsome young lady who stole out into the far firs of a faintly murmuring forest, there to cast herself into the ripples of a shallow pool, dressed in her very best—down to her faultless cherry colored garters—only to be fished out weeks and weeks later, hopelessly *demodée.*

Others have left bitter-sweet notes—used later as place cards, or as exercises in school books designed to teach the Spencerian hand—others have died in total obscurity only to find themselves famous.

Occasionally one hears of a rare lady who has reached too high a plane of weariness to concern herself personally with the dull details of suicide; in such cases the butler has often been pressed into service.

Only an East Indian can hold his breath and die while living. We are a new people; we cannot hope as yet to attain to such perfect control. We must climb slowly and painfully.

To begin at the beginning; you must die according to your coloring. For a blonde to die a brunette death is inexcusable; for a goldenhaired lady to die like one whose hair is Titian red, or silver, is not only an intrusion but a vulgarity. For a blonde to leap out of a window, to shoot herself, to drink poison, or to slash her wrist with a razor is quite unmentionably bad taste. There ist but one way for a blonde to end everything, provided that she be small and delicate of bone, and tiny of tissue.

She must hang.

She must hang sweetly, debonairly, and perseveringly by the neck until she be dead. She should hang, preferably, from some frail Early Italian object; a Venetian mirror is always excellent. A sun-parlor is a good background; there the light frolics and the day is not too chill.

A blonde must keep two things in mind—line and color. She can never achieve tragedy, even though she die in every part of her. She must, therefore, cross her feet lightly, as one walking amid wild flowers. She should wear nothing heavier than a *peignoir* poignantly soft and alertly sheer. She will, in this way, be cut down with a sigh of acute aesthetic appreciation. Her death will sound one thread-like note of anguish, like a single touch of the E string on a violin.

Death for the Dark

LET us now approach the case of the brunette.

For the cold, the cruel, the heavy-lidded vampire of the brunette order, for one who moves slowly, like a wolf-hound, what is allotted to her in the etiquette book of death?

Poison.

Fire is also permissible, but it is nowadays almost out of the question. She can hardly cling to the gas-log until she dies; there is no *chic* about a gas-log, and there are, in these times fewer and fewer fireplaces built upon the grand scale, and almost no bonfires.

So poison it must be. The brunette must never make the mistake of dying in private. She should choose a fashionable and well-lit restaurant, with tender music—perhaps something of Chopin's—and an escort, a little weary in his fashion, who can sit and whisper to her softly while the potion is taking effect. I would suggest a slow green poison. The chances of rescue are greater, and a brunette should die at least twice.

There is, however, yet another grave open to her; that provided by the on-rushing Moscow express, but as there are very few of these interesting trains in this country, and these few in little demand, it would be hazardous to attempt such a thing. It would be revolting in the extreme to be overtaken by a Bronx express on its way to Canal Street.

There are those who die in youth, and those who die in old age; often the same person. The white-haired woman is the most common of these.

A white-haired woman should die by casting herself from a great height. Hers must be a breathless sort of death. White-haired women are usually very eager to leap from the Singer Building, or the roof of any building not less than thirty stories high. They are rather proud that it takes forty floors to end a simple life-time of routine.

OF course the last word, the ultra martyr, *la mort magnifique,* the death *tranquille, splendide, hübsch, gemütlich,* is found exclusively among redheaded women; red-headed women who cannot bear it another minute.

It is inevitable. They must, they simply must die by

WATER.
A red-haired woman, going down for the third time, in clear, pellucid, gentle, benevolent, all-embracing, omnipotent water! What is more morosely moving, terrifically touching than this? A flame of fire descending into the sheath of a sullen sea!
But, it's hard to make them do it!

The Red-Haired

THERE are a great number of people who are perfectly willing to die at any moment, provided that they can find something a little less exacting than absolute death. In these matters there is no fiercer person than the red-haired woman. For her there are many ways that are "just as good" as death. Seclusion, for instance, far, far from the madding crowd; countries one may visit; fourth and fifth dimensions one may overtake. There are fascinating Russians with furs and sleighs and nowhere to go; and there are interesting Norwegians with spare icebergs; there are all manner of black and white magics, and timeless religions, and faiths that take a red-haired woman out of herself.
All such devices the red-haired woman knows. She invented most of them. Most of the interior decorations of the fourth dimension are hers.
Yes, the red-haired woman must die by drowning. She must not die a violent death; such things are for the lower, more hurried classes. She must die slowly, luxuriously, rhythmically, in water.
And the fat woman?
For her, poor dear, there are so few alternatives. She cannot die swiftly, nor beautifully, nor poignantly. Hers must be a ragged and troubled end.
The pistol is reserved for her. She may have to use it two or three times; the position of her heart has to be ferreted out. Once she has discovered the exact location of it, she makes a very handsome and imposing figure. Weight is always a little on the side of death.
And last of all—*your* death and *mine.*
Ah, for us there is no choice, we realize only too well that for the true aristocrat, the real wit, the utterly superior person, there is but one inescapable fate, deeply as we may regret the delay, we cannot descend to the banality of even the subtlest suicide. For us there is but one possible death—the death by boredom.

Lydia Steptoe
(Vanity Fair, Juni 1923)

Das Grab der Welthölzer

Das Feuersäulchen erlischt
das abgebrannte Streichholz wandert wohin
alles Sterbliche wandert: weg damit.
Die blauweiße Schachtel gebiert keine Welt.

Wissen Sie, woher der Wind weht?
Er treibt die Hüte weich ins Gehirn
kreuzweis bündelt er den Regen
der Kaltluftfront entgegen.

Zu früh balzen die Amseln.
Das ist ihr früher Tod zu früh
weht der stramme Wind wo
er fegt, plärrt er, murrt er.

Wie die roten Köpfe blitzten
wie die Feuersäulchen leckten:
kröche das Leben aus einer Schachtel
einmal erlöschte auch dieses Monopol.

Ist das der Weltenbrand?
Pappelholz, Schwefelbäder, Moorbrand
wie die Zungen lecken, wies brennt
so brennts nimmer mehr.

Ursula Krechel

Dann

Niemand wird mehr
als sein eigener Herr aus dem Haus gehen
das Beil auf der umschatteten Schulter
gegürtet mit Flüchen
und plötzlich als habe er
den Kopf vergessen
eilt niemand mehr zurück.

Niemand wird ihm dann
eine Begnadigung schenken
von höchster Hand signiert
die der eigenen Hand zum Verwechseln gleicht.

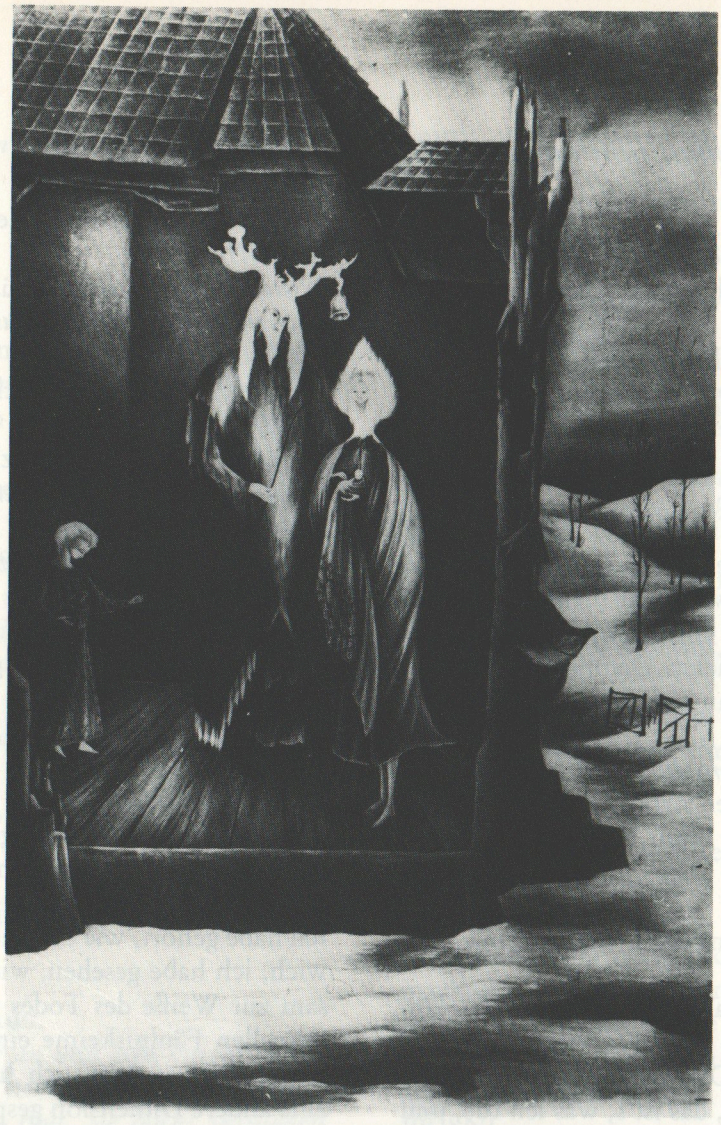
Niemand wird mehr
über den Schatten springen
den er nicht wirft.
Hinfort lebt das Beil
ruhig gestellt in der Scheide.

Wie die untätige Hand gealtert ist
während sie keine Begnadigung schrieb.

Ursula Krechel

EIN FLANELLNACHTHEMD

Das Stück besteht aus einem Akt und fünf Szenen, die gleichzeitig ablaufen.
Ein Haus, das in fünf Zimmer und einen Keller unterteilt ist. Jedeer Raum hat ein anderes Licht. Das Erdgeschoß umfaßt zwei Räume, von denen der eine eine Kurzwarenhandlung, der andere eine Küche ist. Im ersten Stock liegen ein Schlafzimmer und ein Badezimmer. Das fünfte Zimmer ist eine Mansarde.
Der unter dem Haus liegende große Keller ist kaum zu erkennen: Licht unterirdischer Gewölbe.
Eine junge, weißhaarige Frau strickt; ihr Haar ist so lang, daß sie es hin und wieder in das große Kleidungsstück einarbeitet, das bis zur Mitte des Ladens reicht und immer noch ziemlich geschwind zwischen den Stricknadeln hervorwächst. Die Frau singt. Die Ladenglocke läutet in neun verschiedenen Tonlagen. Ein junger Mann betritt das Geschäft, er trägt einen schwarzgelockten, ganz offensichtlich falschen Bart. Sein Name ist Nud.
Die weißhaarige Frau strickt weiter und spricht, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken. Sie heißt Dwyn.
DWYN
Guten Abend, Sir. Welchen Artikel wünschen Sie?
NUD
Ein trübseliger Abend. Ich habe mich im Vorbeigehen gefragt, ob Sie nicht zufällig Nachthemden führen.
DWYN
Nachthemden? Nein, Nachthemden führen wir nicht. Die trägt heute niemand mehr, das ist völlig unmodern. Alle tragen gestreifte Pyjamas, das ist Vorschrift, die Großen haben der Zivilisation Streifen verpaßt, damit man einen traumlosen Schaf hat.
NUD
Es war nur eine Frage. Wissen Sie nicht, wo ich diesen Artikel finden könnte?
DWYN
Das weiß ich wirklich nicht. Wer gern ein Nachthemd tragen möchte, der müßte es sich schon anfertigen lassen. Und das würde ihn eine Menge Ärger und Geld kosten. Ich erinnere mich, daß mein Vater ein Nachthemd besaß, es war aus Flanell und von einer Qualität, wie man sie heutzutage nicht mehr findet. Meine Mutter muß es mindestens zwanzigtausendmal gewaschen haben.
Inzwischen ist nach und nach die Küche sichtbar geworden: das Licht besitzt die Wärme des Feuers, und in seinem rötlichen Widerschein, der allmählich stärker wird, erkennt man einen Leichnam, der mit dem Gesicht nach unten in einer sich ausbreitenden Blutlache liegt. Der Tote trägt ein weißes Flanellnachthemd.
NUD
Dummerweise kenne ich kein Geschäft für Unterwäsche. Ich bin fremd in der Stadt.
DWYN
Ja ja, das habe ich schon verstanden! Wir sehen so selten ein neues Gesicht. Kein Mensch geht mehr auf Reisen heutzutage, da alles Geld festliegt und Schiffe, Züge, Autos, Lastwagen für etwas anderes verwendet werden ... Sie wissen ja.
NUD
Ja, man ist ziemlich allein, wenn man reist. Ich bin wirklich sehr einsam, deshalb brauche ich ein Nachthemd; wenn es dunkel ist und man liegt allein und durchgefroren im Bett, hat man dann etwas, was man sich um die Füße wickeln kann. Ich leide entsetzlich an kalten Füßen.
DWYN
Das ist ganz natürlich.
Während dieses Gesprächs betritt eine schwarze Gestalt die Küche, sie hat drei Hände. Sie nähert sich geräuschlos dem Leichnam und stößt mit ihrer dritten Hand einen Dolch in den leblosen Rücken. Dann stellt sie leise und sehr sorgsam das Mobiliar auf den Kopf und steckt zuletzt den Tisch in Brand. Danach zieht sie sich zurück und hinterläßt jedes Ding an seinem angestammten Platz.
NUD
Alles ist in seiner Art natürlich, und das ist nicht gerade ein Fortschritt gegenüber dem Künstlichen. Ich habe immer davon geträumt, Feuer in meinem Zimmer zu haben.
Der Tisch in der Küche brennt lichterloh.
DWYN
Haben Sie je daran gedacht, im Bett Socken anzuziehen?
NUD
Daran habe ich nicht gedacht.
Das Schlafzimmer ist in das Halblicht der Träume getaucht. Die Mitte des Raumes nimmt ein Säulenbett ein, in dem Arawn, ein körperbehindertes Kind, liegt. Er ruht auf großen, spitzengesäumten Kopfkissen und vertreibt sich die Zeit damit, befiederte Wurfpfeile auf eine Schneiderpuppe in einer Ecke des Zimmers zu werfen. Er widmet sich diesem einsamen Spiel mit gezügelter Grausamkeit.



ARAWN
Einen für Papa, zwei für Mama, drei für Prisni. So, jetzt sind sie alle tot, und ich fühle mich besser.
Der Tisch in der Küche ist bereits ziemlich heruntergebrannt. Ein fahles Frühlicht kriecht aus der Dachkammer über Arawns Bett und breitet sich wie ein Lichthof über den Giebel des Hauses. Ein dicker, schwarzer Schwan sitzt auf seinem Nest in der Mansarde, sein langer Hals und sein kleiner Kopf wiegen sich im Rhythmus des geräuschvollen Tickens der Pendeluhr unten in der Küche. Die Blutlache unter dem Leichnam breitet sich langsam aus.
DWYN
In dieser Stadt hier sind wir immer ganz unter uns, und oft finden die Fremden uns hartherzig, was nicht besagt, daß wir nicht gastfreundlich sind. Oh nein, wir haben einen echten Sinn für Gastfreundschaft. Ahhh!!!
Wie in eeinem Anfall von Beklemmung schlägt sie sich gegen die Brust.
ARAWN
(der die Zielscheibe auf der linken Brust der Schneiderpuppe getroffen hat)
Das ist wirklich eine schöne Sache. Sollen sie brennen und lodern, diese aufgeblasenen Leute!
NUD
Was ist los? Sind Sie krank? Gestatten Sie, daß ich Ihnen ein Glas Wasser hole, Sie haben einen Schwächeanfall.
DWYN
(die Augen aufschlagend)
Es ist ein Krampf. Von Zeit zu Zeit überkommt es mich. Gleich geht es mir wieder bestens, seien Sie unbesorgt.
Sie stützt sich auf den Ladentisch und holt daraus ein kleines Fläschchen hervor, aus dem sie einen Schluck trinkt. Nud geht zu ihr.
NUD
Es ist schrecklich, eine zarte Gesundheit zu haben.
DWYN
(reicht ihm das Fläschchen)
Ich bin nervenkrank, wissen Sie.
Die Schlafzimmertür geht auf. Ein sehr junges, ziemlich ungeschickt als schwarzer Schwan verkleidetes Wesen tritt ins Zimmer. Der richtige Schwan in der Mansarde unterbricht einen Augenblick sein rhythmi-

sches Hin- und Herschwanken, fährt dann aber wieder fort damit.

ARAWN

Selbst für eine Schmutzliese hast du wirklich wenig Humor. Wolltest du mich etwa erschrecken, Prisni?

PRISNI

Ich habe diese Stellung als Mädchen für alles nicht angenommen, um mich von einem Knirps in Ihrem Alter verhöhnen zu lassen. Wie kommen Sie überhaupt darauf, daß ich Sie erschrecken wollte?

ARAWN

Glaubst du, ich wüßte nicht, was gespielt wird? Glaub' mir, Schmutzliese, ich kenne euch alle durch und durch. Aber was sogar mein Begriffsvermögen übersteigt, ist der Grund, weshalb du in diesem Aufzug herumstolzierst. Demnächst wirst du noch Eier legen, und dann hast du die Bescherung.

PRISNI

(tritt ans Bett und zeigt ihm die Faust)

Sie sind ein mieser kleiner Strolch, das sind Sie. Sitzen da zurückgelehnt in Ihren Kissen wie ein kleiner Herr.

ARAWN

Geh, hol' mir mein Abendessen, du ödest mich an.

PRISNI

Eines Tages werdet ihr anderen schon noch erfahren, was los ist, und an dem Tag werden Sie den Charmeur spielen, Sir. Die Treppe hinauf und die Treppe hinunter rennen, das ist's, was ich tue, und „Gib mir dies" und „Gib mir das", und die gnädige Frau, die den lieben, langen Tag lang strickt, ohne auch nur danke zu sagen. Ihr werdet noch erleben, was Sache ist, das schwöre ich Ihnen.

ARAWN

Prisni, bei deiner Grammatik läuft es mir kalt den Rücken hinunter.

PRISNI

Grammatiziere mir dies und grammatiziere mir das! Ich werd' Ihnen das Rückenmark ausquetschen, jawohl, das werd' ich!

ARAWN

Mein Rückenmark ist, wie du sicher weißt, vollkommen negativ. Darf ich dich also darauf aufmerksam machen, daß dieser Scherz jeder Grundlage entbehrt?

PRISNI

Das macht nichts, Mister Rawn. Es gibt niemanden, Sir, der Ihnen in punkto Geist das Wasser reichen könnte.

ARAWN

Wir fühlen uns von einem Kompliment geschmeichelt, selbst wenn es vom Federvieh kommt. Geh jetzt und bring' mir mein Abendbrot.

Als sie sich umdreht, um zu gehen, wirft er einen kleinen Pfeil hinter ihr her, der zitternd in ihrem Rücken steckenbleibt.

PRISNI

(zornig)

Was fällt Ihnen ein, Sie mieser Wicht!

ARAWN

Prisni, in bezug auf Geflügel... *(Er lächelt vielsagend zur Zimmerdecke hinauf.)*

PRISNI

Ah nein, nein! Nur das nicht!

ARAWN

Du kannst gehen, Schmutzliese.

Sie läuft laut lachend aus dem Zimmer. Arawn lehnt sich zurück und blickt zur Zimmerdecke. Über ihm wiegt der Schwan seinen langen Hals zum Ticktack-Rhythmus der Küchenuhr.

NUD

(plump-vertraulich Dwyns große Strickarbeit befingernd)

Ich glaube, auch Sie sind manchmal allein, nicht wahr?

DWYN

Das Familienleben kann genauso einsam sein wie das Leben eines verlassenen Reisenden.

ARAWN

Ich habe gehört, wie das Leben aus seinem Leib entwich, ich habe gesehen, wie seine Augen sich langsam zur Weiße des Todes verfärbten, ich habe die schnellen Fäulniskeime eingesogen, als sie sich an die Arbeit machten, ich habe auf meinen Lippen eine andere Dimension gespürt, ich habe einen neuen Zustand seiner Haut berührt. Ich kenne nun den Geschmack des Todes.

NUD

Wir haben viel gemeinsam, Sie und ich, wir sind beide einsame Seelen, die inmitten des Getriebes und des Lärms der Lebenden ziellos fortgetrieben werden.

Prisni erscheint in der Küche, und als sie den Raum betritt, schießen zahlreiche kleine Feuerzungen aus verschiedenen Ecken des Zimmers hervor. Der Tisch ist nur noch ein unförmiges Gebilde aus Asche und verkohltem Holz. Sie blickt starr auf den Leichnam, und ihre Lippen formen unhörbare Worte.

Die Dunkelheit im Keller weicht allmählich einer gewissen Helligkeit, in der ein Festmahl sichtbar wird. Von den Tischgästen sehen viele wie puppenhafte Leichen aus, sie essen mit mechanischen Bewegungen. Drei weitere Gäste sitzen an dem achteckigen Tisch: ein Mann mittleren Alters, eine schwarze Person mit drei Händen und eine dicke, weiße Gans. Alle tragen lange Flanellhemden. Die schwarze Gestalt zieht eine Leier hervor und beginnt, eine Melodie zu spielen; sie wird von der neben ihr sitzenden weißen Gans und von dem schwarzen Schwan hoch oben in der Dachkammer begleitet. Die Stimmen klingen schrill und so melodisch wie die Musik einer Zimmermannssäge. Prisni macht mit sichtlicher Anstrengung eine Bewe-

gung, steigt über den toten Körper und betritt den Laden.

PRISNI

Ma'm...

DWYN

(nervös aufspringend und sogleich ungehalten)

Was ist denn nun schon wieder? Habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollen niemals hier herumstolzieren, wenn ich mit einem Kunden beschäftigt bin?

PRISNI

Es ist sehr wichtig, Ma'm.

DWYN

Dann beeilen Sie sich. Stehen Sie nicht augenrollend herum und stehlen mir meine Zeit.

Die Musik von oben und unten ist leise, bleibt aber vernehmbar. Nur Prisni scheint sie zu hören.

PRISNI

Bitte, Ma'm, ich muß Sie allein sprechen.

NUD

Beachten Sie mich nicht, ich bin ein Freund der Familie.

PRISNI

Bitte, Ma'm, wenn Sie einen Augenblick in die Küche kommen könnten...

DWYN

Jetzt nicht, ich habe zu tun.

Prisni sieht sie sonderbar an und geht hinaus in die Küche. Dort kniet sie sich neben die Leiche und taucht ihre Fingerspitzen in das Blut. Sie blickt verstohlen hinter sich, führt dann die Finger an ihren Mund und leckt sie ab. Der ältere Mann im Keller beginnt, nervös zu lachen, so als kitzele ihn jemand. Prisni taucht abermals ihre Finger in das Blut und leckt sie ab.

ARAWN

Sie fangen schon wieder an! *(Ekstatisch huscht ein Lächeln tiefer Wonne über sein Gesicht.)* Schon wieder, schon wieder, schon wieder, möge es doch ewig währen!

DWYN

Die heutigen Dienstboten werden immer unerträglicher. Sie würden kaum glauben, was ich mit diesen Mädchen alles durchgemacht habe...

NUD

Immer Spaß und keine Arbeit, das ist heutzutage so üblich. Meine arme Mutter hat ihre gesamte Hausarbeit bis zum fünfundsiebzigsten Lebensjahr selber gemacht. Genau wie eine Putzfrau.

Die Uhr in der Küche schlägt in neun verschiedenen Tonlagen, und Prisni erhebt sich und läuft hinaus. Der schwarze Schwan biegt seinen Hals und schlägt schwerfällig mit den Flügeln. Unter seinem schwarzen Gefieder ist ein dickes, grünliches Ei zu erkennen.

ARAWN

(wirft lässig einen Pfeil zur Zimmerdecke hinauf)

Ergötzlich, dieses Zeitalter, das Tullias Affen einen Knirps und Ledas Gans einen Schwan nennen kann.

Prisni stürzt ins Zimmer, sie scheint mit einem Mal von einer heftigen Erregung ergriffen zu sein.

PRISNI

Master Rawn! Master Rawn! Etwas Außerordentliches ist geschehen!

ARAWN

Ich stelle fest, daß du mein Abendessen vergessen hast.

Die Musik ist rein und einschmeichelnd geworden, die Uhr in der Küche schlägt schneller.

PRISNI

Oh, armes Kind! Wie soll ich es Ihnen sagen?

ARAWN

Schwatz' einfach drauflos, das wird nicht schwer sein.

Alle puppenhaften Leichen im Keller beginnen, mit großer Geschwindigkeit etwas zu verzehren, das wie Suppe aussieht.

PRISNI

Armes Bübchen! Was für ein furchtbarer Schlag für einen kleinen Krüppel!

ARAWN

Es ist wohl nicht nötig, dich darauf aufmerksam zu machen, daß ich nicht imstande bin, mir selber mein Essen aus der Küche zu holen. Also rede laut und deutlich, bevor ich an meinen leeren Eingeweiden zugrundegehe.

PRISNI

Oh, Master Rawn... Ihr armer Vater!

ARAWN

Steht er 'mal wieder unter der Wirkung eines starken Getränks? Ach, Prisni, deine Naivität vermag mich nicht zu überzeugen.

PRISNI

Ihr Vater, Master Rawn, ist tot.

Arawn kneift ein Auge zu und zielt mit einem der kleinen Pfeile auf die unteren Partien der Schneiderpuppe. Behutsam wirft er den Pfeil, ehe er antwortet.

ARAWN

Ich hätte nie gedacht, daß sich mein Vater einem so interessanten Experiment wie dem Tod unterziehen könnte. Ein vergleichsweise unscheinbarer und sehr gewöhnlicher Mensch wird zu einem Auserwählten, wenigstens für einen kurzen Augenblick.

PRISNI

Ihr Vater ist auf grauenhafte Weise ermordet worden.

ARAWN

Ach, wirklich?

PRISNI

Und ihre arme verwitwete Mutter war weniger als zwei Meter von diesem grauenhaften Attentat entfernt!

ARAWN

Wie froh sie sein wird, verwitwet zu sein!

Die Dunstschwaden aus dem Badezimmer fallen in Tropfen von der Decke.

PRISNI

Er hat sein Blut fein säuberlich durch die ganze Küche verspritzt.

ARAWN

Mir scheint, mein Appetit ist deswegen nicht geringer geworden, und ich sähe es mit Genugtuung, wenn du mir mein Abendessen holen würdest; vergiß diesmal nicht die Butter!

Die Musik und das Ticken der Uhr werden sanft und wild, im Keller mischt sich eine Geige unter sie. Prisni verläßt halb tanzend das Zimmer.

ARAWN

Geschwister habe ich keine, aber der Vater dieses Mannes war der Sohn meines Vaters...

DWYN

Noch ein bißchen Likör wird Ihnen nicht schaden. *Sie trinkt gierig einen großen Schluck und reicht Nud die Flasche.*

NUD

(er singt und fällt dabei unbewußt in den Rhythmus der Musik im Haus)

In den alten Tagen lebte einmal eine Schelmin, die hatte ein blüh'ndes Geschäft... Hihi! Kathusalem! Kathusalem! Kathusalem!

Prisni erscheint im Dachzimmer, sie nähert sich auf Zehenspitzen dem Schwan und legt sehr sanft ihre Hand unter seinen Hals. Ihr Gesichtsausdruck wirkt ekstatisch. Der Schwan breitet seine Flügel aus und flattert; das dicke, grünliche Ei ist jetzt vollständig sichtbar. Prisni läßt sich auf die Knie fallen und liebkost es hingebungsvoll. Der Schwan lehnt sich auf sie, und in dieser Haltung verharren sie einige Augenblikke.

DWYN

Ich hole noch eine Flasche aus der Küche, so schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe.

ARAWN

Du wirst diese Dinge unter der Erde anbeten und servieren.

Zur Musik der Geigen und Leiern erreicht das Festmahl im Keller seinen Höhepunkt, und jedem Gast wird ein weichgekochtes Ei serviert.

NUD

Madam, Ihre Gastfreundschaft übertrifft alles!

Dwyn rollt ihre meterlange Strickarbeit zusammen und geht in die Küche. Beim Anblick des Leichnams und der in Unordnung gebrachten Möbel bleibt sie wie leblos stehen. Die Pendeluhr schlägt sehr rasch. Sie sinkt über der Blutlache zusammen und dreht den Körper um.

DWYN

Wie Sie sich verändert haben, mein Gemahl! Seine Haut ist jetzt wie eine Pflanze. *(Sie küßt ihn auf den Mund.)* Jetzt gehören Sie mir, ich bin das mächtigste Geschöpf der Welt!

Leonora Carrington
México, 1945

Leonora Carrington, Ein Flanellnachthemd. Theaterstücke. Als Buch werden sie im Herbst in der Edition Qumran im Campus Verlag Frankfurt erscheinen.

KASTRATION UND VERNEINUNG

In „Die Frage der Laienanalyse" schreibt Freud: „(...) wenn Sie eine psychologische Behauptung wagen, müssen Sie auf Urteil und Widerspruch von Jedermann gefaßt sein. Wahrscheinlich gibt es auf diesem Gebiet keine ‚Fachkenntnisse'. Jedermann hat sein Seelenleben, und darum hält sich jedermann für einen Psychologen. Aber das scheint mir kein genügender Rechtstitel zu sein. Man erzählt, daß eine Person, die sich zur ‚Kinderfrau' anbot, gefragt wurde, ob sie auch mit kleinen Kindern umzugehen verstehe. ‚Gewiß', gab sie zur Antwort, ‚ich war doch selbst einmal ein kleines Kind.'"[1]
In ähnlicher Weise fühlt sich hinsichtlich der Definition der Weiblichkeit jede Frau aufgrund ihrer „natürlichen Kompetenz" aufgerufen, ihr Urteil abzugeben.
Aber auch die sogenannten Spezialistinnen und Spezialisten bleiben in der Sackgasse der direkten Aussagbarkeit stecken. Nimmt man beispielsweise als Erklärungsgrundlage die sozialen und politischen Zusammenhänge, aus deren repressivem Netz das weibliche Geschlecht herausfällt, verlegt man also die Definition ganz auf die Ebene sozialer Partizipation, verwischt man die Fragestellung insofern, als Fakten und Fantasien durcheinander geraten. Die gesellschaftlichen, sinnhaften Manifestationen stellen im Grunde (nur) fantasmatische, imaginäre Bildungen dar. Damit wird aber nicht bestritten, daß sie als solche das Geschlechter*verhalten* beeinflussen: Sie stecken den jeweiligen Handlungsspielraum ab, sprechen Wertungen aus und machen sie verpflichtend. Die Definition der Frau muß jedoch darüber hinausgehen. Die Frau ist ein Geschlechtswesen und das Geschlecht läßt sich nicht - wie die Freudsche und Lacansche Psychoanalyse ausdrücklich aufzeigen - durch die konkrete faktische Realität definieren. Es siedelt auf einer anderen Ebene als auf der des Sozialen.
Damit läge der Ansatzpunkt der Definition also im Körper? Und u. U. liefe alles wieder auf den ominösen kleinen biologischen Unterschied hinaus? Aber auch auf diese Weise kommt man nicht weiter. Der Körper ist - so Lacans drastische Aussage - nichts als ein Hautsack, und der Geschlechtsunterschied wiegt so schwer wie ein Pfund Fleisch mehr oder weniger. An sich, d. h. vor der Symbolisierung, ist der Geschlechtskörper nicht funktionsfähig, kann der Geschlechtsaustausch nicht stattfinden. In diesem Zusammenhang muß die Frage nach dem Geschlechtsunterschied gestellt werden, im Zusammenhang eines besonderen, nicht sozialen Tauschprinzips, dessen Voraussetzung die Einschaltung der sogenannten symbolischen Ordnung ist, die die im „eigentlichen Sinne menschliche Ordnung"[2] bedeutet und die „das Gewicht und die Achse einer Subjektivität" artikuliert, „die über die individuelle Organisation als Summe individueller Erfahrungen und sogar als individuelle Entwicklungslinie hinausgeht".[3] In dieser Gebundenheit bin ich von „meinem" Körper entfremdet. „Das Wort ward Fleisch", d. h. nur symbolisiert, gesprochen (denn die Sprache ist die symbolische Ordnung par excellence) äußert sich die Realität „meines" Körpers - in einer Sprache freilich, die nicht nur mit dem Munde gesprochen wird.
Von einer „natürlichen" Verortung des Geschlechtsunterschieds, wie sie die Londoner Schule, namentlich E. Jones annimmt, kann also nicht die Rede sein. Ausgangspunkt der Londoner Schule ist die Zweiteilung der Geschlechter, deren Basis ein Geschlechtsnaturalismus ist. Aber so sehr sich damit feministische und sonstige Gleichheitswünsche befriedigen lassen mögen, so unzureichend erscheint als letzte Begründung der Geschlechtskonstituenz die Berufung auf die göttlich geschaffene Natur von Mann und Frau.[4] Wie könnten die verschiedensten geschlechtlichen Mischungsverhältznisse (Fetischismus, Perversionen, Homosexualität) erklärt werden, wenn die Geschlechtspositionen so eindeutig und regulär, nämlich natürlich verteilt wären. Wäre demnach auch die Freud'sche Triebtheorie falsch, die besagt, daß männlich und weiblich nicht als Entitäten verstanden werden dürfen und keine konkreten Entsprechungen in der Erfahrung vorweisen, sondern nur auf der Basis der Triebtheorie funktionieren?[5]
Wohl kaum. Aber der Gedanke, daß das Geschlecht auf keine natürliche Entsprechung gegründet ist, sondern eine artifizielle, eine künstliche Konstruktion zur Darstellung bringt, ist nicht selbstverständlich. Vor allem, wenn es um die Definition der Frau geht, liegt die Versuchung nahe, die Ungerechtigkeiten der schwierigeren Entwicklung kurzerhand theoretischen Erkenntnisprinzipien anzulasten und an deren Stelle neue Prinzipien zu setzen.

Im folgenden beziehe ich mich auf die Kritik an Freuds Weiblichkeitskonstruktion von Renate Schlesier[6], die es ermöglicht, unterschiedliche Positionen aufzuzeigen: So vertritt R. Schlesier die Position des Parallelismus der Geschlechtswerdung und Versöhnung der Geschlechtsbeziehung, mit der sie gegen Freud zu Felde zieht, während dieser auf der Ungleichheit, Dissymmetrie und Unversöhnlichkeit der sexuellen Beziehung besteht. An diesem Grundsatz will ich festhalten und versuchen, den Begriff der *Kastration* erneut zu entziffern. Ich stütze mich dabei auf *Lacan,* dessen Arbeiten eine neue Freud-Lektüre eingeleitet haben, die aus den Sackgassen der einseitigen imaginären Verhaftung und Objektbeziehung herausfindet.

Schlesier opponiert gegen die unheilbare „Zerrissenheit", „Verstümmelung" des weiblichen Geschlechts, die Freud mit der Spaltung der zwei weiblichen Geschlechtsorgane, Klitoris und Vagina, konkretisiert hat. Die Konstruktion der Weiblichkeit als eine gespaltene, kastrierte ist für sie zum einen Symptom einer rudimentär gebliebenen Konstruktion, zum anderen Symptom einer im Ansatz steckengebliebenen Theorie des Geschlechterverhältnisses. Die Behauptung des mißlingenden Geschlechterverhältnisses setze theoretisch nur konsequent die Negation des weiblichen Geschlechts fort. Freud habe aber nicht den Beweis dafür erbringen können, daß seine Bestimmung der Weiblichkeit als „negativer Charakter" zur Substanz der Weiblichkeit vordringt.[7] Damit könne man Freuds Weiblichkeitsbegriff zum Prüfstein der Psychoanalyse machen. Denn hier erweise sich sowohl der aufklärerische Anspruch der Psychoanalyse wie auch ihr methodologisches und erkenntnistheoretisches Interesse. Es zeige sich, daß es der Psychoanalyse Freuds nicht gelungen sei, eine verdrängungsfreie Wissenschaft zu werden. Vielmehr habe sie sich an der Stelle der Weiblichkeit mit *„Einengungen und Verzerrungen"* abgefunden und darüber hinaus versucht, diese theoretisch zu rechtfertigen.[8] Schließlich habe Freud die remythologisierende Implikation seines als *Unterwerfungsvorgang* charakterisierten Kastrationsmodells übersehen. An dem Dreh- und Angelpunkt der Weiblichkeitstheorie, der Kastration, mystifiziere er, wo er ansonsten bestrebt sei, im Sinne seines aufklärerischen Anspruchs zu entmystifizieren und zu entmythologisieren. Er entmythologisiert nach Schlesier, indem er das kultische und religiöse Moment des Mythos abwehrt und den Mythos nur mehr als historische Erzählung oder lügenhafte Umdichtung gelten läßt, so daß nur noch ein verstümmeltes Gebilde übrig bleibt. Freud nehme also den Mythos weniger ernst als Träume und neurotische Symptome.[9] Mit der mythischen Figur des Ödipus mystifiziere Freud die Kastriertheit der Mutter, wo doch alles darauf ankäme, diese infantile Konstruktion zu entmystifizieren und zu fragen, was die Psychoanalyse dazu beitragen könne, „die im Kastrationsmodell der Weiblichkeit ausgedrückte, durch es repräsentierte und von ihm aufrechterhaltene Verdrängung, Desexualisierung und Mystifizierung rückgängig zu machen und die vom phallischen Primat angehaltene Entwicklung weiterzutreiben, schließlich sie zu vollenden."[10] Die Stelle des weiblichen Kindes, der Frau, sei im psychoanalytischen Mythos ausgespart, sie sei unbefragt. Statt den Mythenstoff zum Sprechen zu bringen, bringe Freud ihn zum Schweigen.[11] Aus der steckengebliebenen, unvollendeten, unfertigen Weiblichkeit könne dann nur noch ein mißlingendes Geschlechterverhältnis entstehen. Das sei die Konsequenz, sei der Preis, den in erster Linie die Frau, letztlich aber auch der Mann zu zahlen habe.

In der Tat ist der Kastrationskomplex die Schaltstelle des Geschlechts- und Subjektwerdungsprozesses. An seiner Stelle wird das Geschlechtswesen in die symbolische Ordnung eingeführt. Diese Einsetzung, Initiation kann man durchaus als ein mythisches Moment bezeichnen, jedoch in einem besonderen Sinn: Mit der Kastration strukturiert sich die Beziehung des Subjekts zum Sein. Das Subjekt unterliegt mit seinem Eintritt in die symbolische Ordnung einem Einschnitt, einer Spaltung, oder anders gesagt, es findet sich, um begehrendes Wesen und das heißt um Subjekt zu werden, dem Tode unterworfen. Der Knabe wird mit der Kastrations-, Todesdrohung konfrontiert und von der Mutter getrennt, das Mädchen erfährt durch die Negation erst des mütterlichen, dann des väterlichen Liebesobjekts die tödliche Enttäuschung. Dieser Verlust, diese Drohung ist die unabdingbare Voraussetzung dafür, daß sich das Subjekt dem Begehren *öffnet.* Die geschlechtliche Konstruktion basiert paradoxerweise auf einem Verlust, einer als schrecklich erlebten Trennung. Die Sicherheit der ursprünglichen Bindung und die Positivität des Lust-Ichs[12] gehen verloren und an ihre Stelle tritt die radikale, nichtssagende Einsamkeit.

Schlesier kritisiert Freuds Schweigen, Verstummen angesichts der Stelle der Frau. Freud spricht sie andernorts als Frage formuliert sehr wohl an: „Was will das Weib?" Die Antwort auf diese Frage, die Frage nach dem Begehren, steht allerdings aus. Das läßt aber keinesfalls auf den Ausschluß der Frau schließen, vielmehr darauf, daß Freud den Ödipusmythos als einen besonderen Dreh- und Angelpunkt gebraucht. Als den Punkt nämlich, wo vom Mythen*stoff,* d. h. vom Signifikat umgeschaltet wird auf die Mythen*struktur,* den Signifikanten. Der Ödipuskomplex ist darum nicht als historisches Er-

lebnis oder Faktum, noch als Treffpunkt objektiver äußerer Ereignisse anzusehen, sondern als fundamentales Strukturmoment in der Geschichte des Subjekts. Er bedeutet die Inszenierung des Subjekts auf der Ebene des Symbolischen, bei der ein Preis zu zahlen ist. Ohne Verlust oder Einschränkung geht die Subjektwerdung nicht vonstatten.
Mit der Kastration strukturiert sich also das Begehren von Mann und Frau und zwar in unterschiedlicher Art und Weise, nicht symmetrisch, nicht parallel und auch nicht im Sinne einer Wertung, in deren Licht die Frau als „unfertig" erscheinen würde. Gewertet wird nur auf der Ebene des Imaginären, auf der eine nicht niveaudifferenzierende Freud-Lektüre verbleibt. Die Vorstellung der Differenz, der unüberbrückbaren Trennung zwischen den Menschen und insbesondere den Geschlechtern ist eine der unerträglichsten und scheinbar ungerechtesten Vorstellungen, vor allem, wenn es sich um eine solch ungreifbare Differenz handelt, die an keiner Substanz festzumachen ist.
Freud bringt den Mythenstoff zum Schweigen, bemängelt Schlesier, an der Stelle der Frau setze seine Sprache aus. Weil, so ließe sich mit Lacan entgegnen, sich etwas zeigt, das Reale, das unmöglich zu sagen ist. Die Konsequenz daraus kann aber nicht heißen, wie manche meinen, dann, wenn man nur sagen kann, was nicht ist, doch ehrlicherweise gar nichts zu sagen. Zwischen dem absoluten Verstummen und dem „Sagen, daß nicht" besteht der Unterschied, der das psychoanalytische Sprechen, z. B. der Symptome, vom landläufigen Sprechen trennt und der darauf hinausläuft, daß man sich mit halben Wahrheiten bescheiden muß (Lacan: „Le midire de la vérité"). Das Schweigen, in das Freud hier verfällt, ist durchaus beredtes Schweigen. Es besagt, daß an der Stelle der Frau der Ödipus-Mythos auf den Kopf gestellt und seines mythologischen Inhalts entkleidet wird. Nicht der Mythenstoff ist erheblich, das was zählt, ist die Strukturierung des Seins, die Öffnung, Spaltung des Subjekts in der Kastration. Das weibliche Subjekt verkörpert die Kehrtwende von der Herrschaft des Stofflichen, des Signifikats, zur Herrschaft des Signifikanten, d. h. die „Verdammnis" des Subjekts, ausschließlich gespalten aufzutreten. Anders gesagt: die Aphanisis.
Um die Position, die der Freud-Kritik von Schlesier zugrunde liegt – Positivität der Weiblichkeit, in Aussicht gestellte „weibliche Libido" und Vereinigung der Geschlechter –, gegenüber dem Lacanschen Grundsatz der radikalen Spaltung der Subjekte und des fundamental negierten Geschlechterverhältnisses in etwa ergründen zu können, möchte ich nun versuchen, das Problem der Verneinung, das insbesondere für die Verneinung/Kastration der Frau von Bedeutung ist, in einigen Aspekten darzustellen.[13]
In seinem Aufsatz über die Verneinung stellt Freud ein Auseinanderklaffen zwischen zwei Funktionen fest: er findet die intellektuelle Funktion vom affektiven Vorgang getrennt. Intellektuell kann das Verdrängte voll angenommen werden, ohne daß aber der Verdrängungsvorgang selbst davon berührt würde. Schlesier schreibt, bei der Analyse der Verneinung komme Freud einer potentiell mitgemeinten Bejahung auf die Spur[14], einer Bejahung aber, so ist zu betonen, die nur in verneinter Form auftritt. Bejahung und Verneinung gehören zu den Aufgaben der intellektuellen Urteilsfunktion. Dem Urteil fällt einerseits die Funktion zu, einem Ding eine Eigenschaft zu- oder abzusprechen. Auf der Urteilsebene entspricht dem das Attributionsurteil. Andererseits soll die Urteilsfunktion „einer Vorstellung Existenz in der Realität zugestehen oder bestreiten."[15] Auf der Urteilsebene entspricht dem das Existenzurteil.
In seinem Kommentar zu Freuds Verneinungs-Aufsatz qualifiziert Hyppolite überraschenderweise das Urteil als nicht rationale Funktion. Im Grunde handele es sich bei der Verneinung des Attributions- und Existenzurteils um ein „Diesseits der Negation".[16] Die Verneinung trete in ihrer *symbolischen Funktion* auf, und die Schöpfung des Symbols sei eher als ein mythisches denn als ein genetisches Moment zu verstehen. Sie erzeuge den Mythos von Innen und Außen, den Mythos der Trennung, Differenz, letztlich die Entfremdung. Der Schöpfungsvorgang des Symbols ist folgendermaßen zu verstehen: am Anfang, im Primärvorgang gibt es die vom Lustprinzip beherrschten Operationen der Einbeziehung und Ausstoßung. Aber dieser Anfang könne nur im Sinne eines Märchenanfangs, eines „Es war einmal"[17] verstanden werden. Darum auch kann man Freuds Aussage, wonach das Urteil als „zweckmäßige Fortentwicklung der ursprünglich nach dem Lustprinzip erfolgten Einbeziehung ins Ich oder Ausstoßung aus dem Ich"[18] entstanden ist, nicht als rationalistisch abwerten, wie es Schlesier tut.[19] Denn an dieser Stelle läßt sich noch keine historische Beziehung, noch keine Beziehung zwischen Subjekt, Welt oder Objekt ausmachen. Der Stellenwert dieser Freudschen „Remythologisierung" liegt auf der Seinsebene. Zunächst gibt es für das Subjekt kein ihm Fremdes, „das dem Ich Fremde, das Außenbefindliche ist ihm zunächst identisch".[20] Der Gegensatz zwischen „Subjektivem" und „Objektivem", dem Subjekt Fremden, entsteht erst durch den Verlust des Objekts der ersten Wahrnehmung und verschärft sich durch die Entstellung des in der Realität anzutreffenden Objekts. Die Beziehung zwischen Wahrnehmung und Vor-

stellung wird vom Existenzurteil geregelt. Auch hier lautet die Frage nicht - so Hyppolite -, ob es etwas zu Anfang gegeben habe oder nicht. „Es gibt" einfach.[21] Entscheidend ist nur die Reproduktion des vom Subjekt einmal Wahrgenommenen in der Vorstellung. Das Existenzurteil sagt nicht aus, daß die Vorstellung eine Entsprechung in der Realität habe, sondern, daß das verlorengegangene Objekt wiedergefunden ist oder nicht. Das außenbefindliche Objekt ist dabei unerheblich, es braucht nicht einmal vorhanden zu sein.[22]
Freud verwischt also weder die Differenz zwischen Verdrängung und Verurteilung, noch den Konflikt zwischen dem Lustprinzip und dem Realitätsprinzip. Es geht um etwas anderes.
Es geht um die dissymmetrische Beziehung zwischen Verneinung und Bejahung. Hyppolite setzt Freuds Gedanken fort, wenn er die Bejahung als intellektuelle Funktion wertet und ihr den Namen „Negation der Negation" gibt. Denn die Bejahung tritt nur eingehüllt in die Form des unbewußten Sprechens auf, erscheint nur in der Form der Verneinung.
Mittels der Verneinung vollzieht sich die Scheidung zwischen dem Intellektuellen und dem Affektiven, zwischen der symbolischen Strukturierung und dem, was diese dem Tod schuldet. Die Trennung geht nicht glatt auf. „Es gibt nicht das rein Affektive auf der einen Seite, vollkommen eingebunden ins Reale, und das rein Intellektuelle auf der anderen Seite, das sich von ihm ablöste, um sich seiner wieder zu bemächtigen."[23] „(...) Die primäre Form der Beziehung, die wir in der Psychologie affektiv nennen, ist selber im distinkten Feld angesiedelt."[24] Freuds Denken sei, so fährt Lacan fort[25], weitaus strukturalistischerz als gemeinhin angenommen wird.
Verneinung und Bejahung sind nicht restlos voneinander zu sondern, sie stellen also keine einfache Opposition oder Alternative dar, sie sind dissymmetrisch verschränkt. Denselben Zusammenhang veranschaulicht das von Freud beschriebene Kinderspiel, das Fort-da-Spiel, das N. Haas[26] detailliert analysiert hat. Auch hier zeigt sich die Entfremdung verursachende Überschneidung von zwei Polen, des „fort" und des „da". Die Entfremdung artikuliert sich auf der Ebene des „fort", das der Verneinung entspricht. Die Verschränkung des „fort" und des „da" artikuliert sich wie folgt: „Es gibt kein *fort* ohne *da,* ohne *Dasein.* Aber (...) kein *Dasein* mit dem *fort.* Das heißt, man hat keine Wahl."[27].
Dazu Haas[28]: „Es gibt kein *da* mit dem *fort,* d. h. kein sinnfälliges *fort* des *fort.* Das *fort* ist sowie es sinnfällig wird, ein *da* des *fort,* ein Schein, der das Schwinden des Subjekts am Ort des Seins, des *da* verhüllt, enveloppiert. Wohl aber gibt es ein *fort,* das Dasein annimmt, insofern dieses der Ort ist, an dem die Aphanisis, das Schwinden des Subjekts stattfindet."
Anders formuliert: Anwesenheit und Abwesenheit sind keine einfachen Gegensätze. Die Abwesenheit kann nur im Gewand der Anwesenheit erscheinen: „(...) denn nichts existiert anders als auf dem unterstellten Grund von Abwesenheit. Nichts existiert außer insofern, als es nicht existiert."[29]
Der verdrängte Gedanke oder die verdrängte Vorstellung, kurzum, der Signifikant, zeigt sein Dasein nur in der Verneinung. Nur in der verneinten Form lüftet das Verdrängte seinen Schleier, ohne daß aber der Kern des Verdrängten freigelegt würde. Das Wesentliche an der Verdrängung bleibt darum erhalten. Selbst dann noch, wenn es gelungen ist, die Verneinung zu „besiegen" und die volle intellektuelle Annahme des Verdrängten, seine Bejahung durchzusetzen. Hinsichtlich ihrer Form und der mit ihr einhergehenden Erkenntnis ist die Bejahung mit einem negativen Vorzeichen versehen. Denn die ursprüngliche Bejahung ist ein für allemal vom Symbolischen abgeschnitten, der Verwerfung anheimgefallen und nicht mehr in reiner Form reproduzierbar. Sie tritt nur noch in den Verschleierungen des unbewußten Sprechens als „Negation der Negation" im menschlichen Diskurs auf. Die Verwerfung hat die Bejahung symbolisch getilgt, wenn sie aber dennoch erscheint, dann außerhalb der Ordnung des Symbolischen, in einem anderen Register, im Realen. „Was nicht ans Tageslicht der Symbolisierung gedrungen ist, erscheint im Realen."[30] Somit findet die Kastration im Realen statt wie eine „Interpunktion ohne Text".[31]
Freud bezeichnet die Bejahung darüber hinaus als Ersatz, Substitution, setzt Hyppolite fort, der Vereinigung. In den obigen Zusammenhang gestellt, bedeutet dies, daß auch die Vereinigung nicht rein, nicht unbeschädigt auftritt, daß auch sie von der Verneinung affiziert ist. So heißt es denn auch bei Lacan: „Il n'y a pas de rapport sexuel/Es gibt keinen Geschlechtsrapport." Im Unterschied zur Bejahung bezeichnet Freud die Verneinung als Nachfolge der Ausstoßung oder des Destruktionstriebs. Aber die „Verneinungslust" fördert zutage, daß der Destruktionstrieb mit einer libidinösen Komponente, dem Lustprinzip verbunden ist, das im „Negativismus mancher Psychotiker" fehlt. Aus diesem Grund legt Hyppolite unbedingten Wert darauf, den Destruktionstrieb von der *Form* der Destruktion zu trennen.[32] Für die Rolle der Negation folgt daraus die Trennung in zwei Komponenten: in das Symbol der Verneinung und in die konkrete Haltung der Verneinung. Das sich in der Verneinung äußernde Ich ist - so Hyppolites Resumé und Lacans Kommentar - durch seine Gebundenheit an

die Form der Verneinung, sei es in der Aussage oder in der Erkenntnis, immer in Täuschung befangen, es tritt nur in der Verkennung auf. Es läßt darum nicht den Schluß auf die Realität des wahren Subjekts zu. Der Realitätswert der Abwehrmechanismen des immer verkennenden Ichs entspricht darum nicht dem Realitätswert der Symptome.[33] Der Sinn der Abwehraktion ist *nicht in dem Objekt* zu suchen, *sondern in der Absicht, Haltung,* die sich an diesem Objekt ausdrückt. In einem anderen Zusammenhang, aber wie zur Illustration dieser Stelle, schreibt Freud, daß es bei einer kriegerischen Kampfhandlung nicht um den Wert des umkämpften Objektes gehe, sondern um den strategischen Vorteil, den es verschafft. Die Definition der Verneinung als Abwehr einer Gefahr, die dem Ich droht[34], übersieht diese strategische Haltung, die mit dem Verneinungssymbol verknüpft ist. Diese zeigt sich am Anfang des Freudschen Verneinungs-Aufsatzes in der Spaltung zwischen dem Ich des Aussagens (der Patient, der spricht) und dem Ich der Aussage („Es ist nicht die Mutter"), die die symbolische Funktion des Sprechens ausmacht und in der Lacan'schen Psychoanalyse als das A und O gilt. Sie bringt zweierlei zugleich mit sich: Zerstörung, Zerrissenheit, Verlust sowie Transskription, Übergang auf die symbolische Ebene - womit es möglich wird, Elephanten eintreten zu lassen, wie eng auch das Nadelöhr sein mag.[35]

Ohne die Dimension des Symbolischen verfällt die Analyse in die Ordnung der Objektbeziehungen, die in theoretische und technische Sackgassen mündet; was m. E. der Fall der meisten Rettungsversuche einer positiven Weiblichkeitsdefinition ist. Berücksichtigt man die Dimension der symbolischen Funktion samt der mit ihr verknüpften Manifestationen des Realen, Unmöglichen und des Imaginären, Sinnhaften, Sozialen, ist es nicht möglich, aber auch nicht nötig, die Kastration als theoretischen Fehler rückgängig machen zu wollen, um das Geschlechterverhältnis zu realisieren.
Die Symbolfunktion der Verneinung indiziert, daß der Geschlechtsrapport nicht gelingt und die Kastration der Frau - bei aller möglichen Mysogenie Freuds - nicht als Werturteil, sondern als Attributionsurteil und Existenzurteil gelesen werden muß. Zwar wird die Vereinigung gewünscht und darum gibt es sie in der Vorstellung, aber sie ist ebenso wenig reproduzierbar wie das unkastrierte und gewaltlose Sprechen existiert. Von diesen revoltierenden Bedingungen sind Mann und Frau gleichermaßen betroffen. Die Kluft der Differenz des Symbolischen ist ihnen geradezu gemeinsam, so daß man fast sagen kann, die Differenz ist das, was sie teilen. Beiden ist der direkte Weg zum Sein verstellt, barriert. Mit der Unterscheidung, daß sie die Barrierung von verschiedenen Seiten trifft. Die Negationszeichen sind unterschiedlich plaziert.

Edith Seifert

Anmerkungen

1 S. Freud: Die Frage der Laienanalyse, in: ders., Studienausgabe, Ergänzungsband, Frankfurt/M. 1975, S. 284.
2 J. Lacan: Seminar I, Olten 1978, S. 276.
3 J. Lacan: Seminar II, Olten 1980, S. 56.
4 E. Jones: Die phallische Phase, in: ders., Die Theorie der Symbolik und andere Aufsätze, Frankfurt/M. - Berlin - Wien 1978, S. 301.
5 S. Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, in: ders., Studienausgabe Band V, Frankfurt/M. 1972, S. 123, Anm. 1.
6 R. Schlesier: Konstruktionen der Weiblichkeit bei Sigmund Freud, Frankfurt/M. 1981, sowie dies., Können Mythen lügen? Freud, Ödipus und die anstiftenden Mütter, in: Mythos Frau, hrsg. v. B. Schaeffer-Hegel und B. Wartmann, Berlin 1984, S. 334-349.
7 R. Schlesier: Konstruktionen ..., a. a. O., S. 168.
8 a. a. O., S. 118, Hervorhebung E. S.
9 R. Schlesier: Können Mythen lügen? ..., a. a. O., S. 342.
10 R. Schlesier: Konstruktionen ..., a. a. O., S. 154.
11 R. Schlesier: Können Mythen lüegen? ..., a. a. O., S. 345.
12 M. Safouan: La sexualité féminine, Paris 1976, S. 23.
13 S. Freud: Die Verneinung, in ders., Studienausgabe Band III, Frankfurt/M. 1975, S. 373–377. Der mögliche Einwand, der Sinn dieses Aufsatzes liege im wesentlichen darin, auf eine unbewußte Bejahung hinzuweisen, kann eine weitere Analyse des komplexen Textes nicht hindern. J. Lacan: Zur „Verneinung" bei Freud, in: ders., Schriften III, Olten 1980, S. 173–219, insbes. J. Hyppolite: Gesprochener Kommentar über die „Verneinung" von Freud, S. 191–200, und J. Lacan: Antwort auf den Kommentar von Jean Hyppolite über die „Verneinung" von Freud, S. 201–219.
14 R. Schlesier: Konstruktionen ..., a. a. O., S. 125.
15 S. Freud: Die Verneinung, a. a. O., S. 374.
16 J. Hyppolite: Gesprochener Kommentar ..., a. a. O., S. 196.
17 a. a. O., S. 197.
18 S. Freud: Die Verneinung, a. a. O., S. 376.
19 R. Schlesier: Konstruktionen ..., a. a. O., S. 124.
20 S. Freud: Die Verneinung, a. a. O., S. 374.
21 J. Hyppolite: Gesprochener Kommentar ..., a. a. O., S. 197.
22 S. Freud: Die Verneinung, a. a. O., S. 375.
23 J. Hyppolite: Gesprochener Kommentar ..., a. a. O., S. 196.
24 a. a. O., S. 195.
25 J. Lacan: Antwort ..., a. a. O., S. 204.
26 N. Haas: Fort/Da als Modell, in: Mit Lacan, hrsg. v. D. Hombach, Berlin 1982, S. 29–46.
27 J. Lacan: Seminar XI, Olten 1978, S. 251.
28 N. Haas: Seminar zu J. Lacans L'Etourdit, abgehalten in der Sigmund-Freud-Schule, Berlin, am 15. 1. 1982, nach Mitschrift.
29 J. Lacan: Antwort ..., a. a. O., s. 212.
30 a. a. O., S. 208.
31 ebd.
32 J. Hyppolite: Gesprochener Kommentar ..., a. a. O., S. 200.
33 J. Lacan: Antwort ..., a. a. O., S. 219.
34 R. Schlesier: Konstruktionen ..., a. a. O., S. 126.
35 J. Lacan: Seminar I, a. a. O., S. 276.

ERZHERZOG-HERZHERZOG:

Der schwimmende Österreicher

Zwei neue Bücher von Ginka Steinwachs, ein Thema; ein ungewöhnliches, da es, quasi, eingeschoben in die (identifikationsträchtige) Reihe der großen Protagonistinnen bei G. S. (George Sand, Gertrude Stein), diesmal ein Mann ist: eine historische Persönlichkeit, aus dem Hause Habsburg (auch die Initialen sind nicht auf „G. S." zu bringen): Erzherzog Ludwig Salvator, einer jener zahlreichen, kuriosen Sprosse aus dem österreichischen Kaiserhaus, ein Beinahe-Thronfolger.

Das, was „Lu" mit George Sand, mit Gertrude Stein, mit Ginka Steinwachs gemeinsam hat, ist das „Sowohl - als auch" der geschlechtlichen Zuneigung, das „Sowohl - als auch" von „Herz am rechten Fettfleck" und Kopf, das „Aus der Welt in der Welt"-Sein. Gemeinsam auch allen die Konsequenzhaftigkeit des Sinnlos-Sinnlichen.

Vielleicht geraten unter der Hand (von G. S.) alle Protagonisten zu Modellen für das „Monstrum Mensch", zum „sowohl - als auch" - sie werden gemodelt, doch vice versa läßt G. S. von ihnen sich modeln: Sie lernt am Gegenstand, sie hat sich verändert, seit wir sie kennen, wird zur Regisseurin, zur Schauspielerin, Dramaturgin, Bühnenbildnerin (wiewohl sie weiterhin Theoretikerin bleibt) - wird immer mehr ihr Thema, die Inszenierung; G. S. lebt vom Theater fürs Theater, für dessen Ausweitung, dessen Überschreitung.

Die Rückkoppelung vom Thema, vom Protagonisten auf das Leben der Autorin ist im Falle G. S. gerechtfertigt, sie will es so. Sie nimmt am Leben ihrer Figuren teil, belebt sie - nicht in der Weise der großen Biographen, sondern - in der unverkennbaren kulinarischen Welt ihrer Texte, verkörpert sie mit ihrem eigenen Leben.

Es gibt großes, das G. S. überwinden will: Aristoteles, die Einheit von Ort, Zeit, Person; sie macht es schrittweise; Jahre vergehen, ehe sie sich auf einen neuen Kampf einläßt. Und sie vermittelt zwischendurch in ihren Performances, Lesungen, kleinen Texten, wie weit sie es gebracht hat in diesem Kampf; das Endprodukt, das Buch, ist (nur) Substrat all dessen, was die „Vielfassungsschreiberin" G. S. an Terrain gewonnen hat.

G. S. ist nicht allein aufgrund ihrer schriftlichen Festigungen interpretierbar, ihr Leben, ihr Auftritt muß für die/zu der Inszenierung des Theaters auf seiner neuesten Stufe herangezogen werden. G. S. zu sehen „mit Augen, die Pupille haben", sie anzugreifen, wahr (für wahr) - zunehmen, gehört unabdingbar dazu.

Was sollen wir heute mit einem Erzherzog aus dem Hause Habsburg und Bourbon - auch wenn er ein „Mensch dieses Jahrhunderts" war/ist? Warum uns mit seiner Biographie auseinandersetzen? Das „Monstrum Mensch? Wer ist es nicht bei näherem Hinsehen und -hören? Wollen wir die Aussage: „Jemand plus jemand plus ich - sind viele" als Überwindung der Einheit der Person (nach der Psychoanalyse) am Theater oder zwischen Buchdeckeln als Quintessenz; die Beschäftigung, die positive Setzung von Kontradiktionen, weil G. S. das Subjekt als Vielzahl, als „Mehrzahl-Ich", als „Einzahl-Wir" auffaßt?

Der Inhalt nun: Es gibt keinen, es gibt keine Story. Es gibt Flutlicht, Schlaglichter, black-outs, es gibt keine dramatischen Höhepunkte - wozu auch; das Leben ist faßbar, aber nicht in der Folge der Ereignisse, der (historisch sorgfältigst eruierten, recherchierten) Daten. Die Person ist kennbar nur in der Vielzahl von Personen, die alle „Nummer 1" sind - die Rolle des Erzherzogs. Alle spielen/alles spielt eine Rolle - ist das zu einfach? - auf der konzeptuellen Ebene: die Philosophie, die Biographie, die Theorie (vom Theater); auf der inhaltlichen Ebene: die Facetten, die Farbigkeit, Geschichte der/des Menschen, der Tiere, der Landschaft, des Lebensentwurfs.

Wie schwer ist es, bei G. S. diese Ebenen trennen zu wollen - das Verstehen bringt sich (von) selbst auf im Lesen, Hören, Erleben. So sollte es sein - dies soll dazu anregen, sich erst einmal mit Steinwachs'scher Komplexität auseinandersetzen zu wollen.

G. S.s Texte zu lesen heißt, sich mitreißen zu lassen, sich einzulassen auf die Erregung, die geistige, die sinnliche, allsinnliche Erregung, auf die „Poetikstunde" in Trance (-Séance).

Ginka Steinwachs, Erzherzog - Herzherzog. Ein Metastück. Raben Verlag, München 1985

Ginka Steinwachs, Der schwimmende Österreicher. manuskripte edition, Verlag Maximilian Droschl, Graz 1985

Claudia Mazanek

TRAUER MUSS ELEKTRA TRAGEN

Trauer muß Elektra tragen. Medea köpft ihre Kinder. Antigone kämpft gegen Kreon. Iphigenie macht in Harmonie. Julia liebt Romeo noch immer. Ursula trägt ein Büßerhemd. Cordula heißen die Großmütter. Die Claudinen sind die mütterlichen Gestalten. Nina spielt die Reizfigur. Ophelia wird noch manchmal wahnsinnig. Brigitte singt ein kleines Lied. Gundula kommt die Treppe herunter. Hedda hat den Durchblick. Nora mag den Ehegatten kränken. Sophie gehört ins 18. Jahrhundert. Ruth kommt viel zu selten vor. Lilli heißt die süße Kleine. Barbara die Tugendsame. Gertrude mit dem Jagdgewehr. Hedda hat den Durchblick. Doris studiert jetzt auch die Männer. Hilde gibt den Ton an. Françoise trägt ein hübsches Kleid. Warum Winnigunde Winnigunde heißt, weiß kein Mensch. Lore ist nicht von vorgestern. Sophia gleicht dem großen Vorbild. Gina hat da Schwierigkeiten. Marylin versucht's schon gar nicht. Sissi mag nicht Sissi sein. Anita bevorzugt Eckberg-Busen. Judith tötet Holofernes. Penthesilea hat sich die Sache nicht richtig überlegt. Hedda hat den Durchblick. Anna Karenina wird Anna Karenina bleiben. Die gute Emma gehört ins 19. Jahrhundert. Virginia heißen alle Lilien. Vanessa die Schwestern mit Kind. Sylvia legt den Kopf in den Ofen. Walburga schwingt sich aufs Pferd. Gabriele schickt sich ins Geschick. Lisa träumt von schönren Welten. Lotte nimmt man gar nichts übel. Adelheid leidet unter Adelheid. Marita meistert die Show pragmatisch. Hedda hat den Durchblick. Annette dichtet und sinniert. Marlene erobert alle Herzen. Karla weiß die Welt zu nehmen. Sabine sieht aus wie Sabine. Cora probt die Vampfigur. Minni kommt von Wilhelmine. Katharina inellektualisiert nicht schlecht. Lola ist jetzt mehr als fesch. Ingrid bringt den Stein ins Rollen. Conny taktiert im Takt mit Takt. Christiane möchte geheiratet werden. Mathilde präsentiert den prallen Hintern. Esther kommt viel zu selten vor. Hedda hat den Durchblick.

Helma Scheer

DIE MELANCHOLISCHE HURE

Bildnis der melancholischen Hure. Portrait der melancholischen Hure. Melancholische Hure im Profil. Melancholische Hure en face. Voyez, Mesdames et Messieurs, die melancholische Hure! Melancholische Hure vor dem Spiegel. Melancholische Hure mit Dalienknospe. Melancholische Hure im Schattenkabinett. Melancholische Hure halbliegend. Melancholische Hure halbentkleidet. Melancholische Hure den Gast hereinwinkend. Melancholische Hure am Fenster. Melancholische Hure mit Kerzenlicht und Rosenstrauß. Melancholische Hure mit Veilchensträußchen. Melancholische Hure mit Gänseblümchen. Im Boudoir der melancholischen Hure. Melancholische Hure im Morgenmantel. Melancholische Hure mit Seidenstrümpfen. Melancholische Hure mit abgewandtem Blick. Melancholische Hure mit niedergeschlagenen Augen. Melancholische Hure mit blutrotem Mund. Das Spitzenhemd der melancholischen Hure. Melancholische Hure mit rosa Band. Melancholische Hure dem Gast ein Lächeln darbietend. Melancholische Hure mit gelöstem Haar. Melancholische Hure den Fuß auf einen Schemel setzend. Melancholische Hure mit kleiner Hand. Der Traum von der melancholischen Hure. Das Weiß der melancholischen Hure. Blaue Stunde mit melancholischer Hure. Melancholische Hure in Scharlachrot. Melancholische Hure mit gelber Tulpe. Melancholische Hure in einer Vase die Astern ordnend. Melancholische Hure dem Gast ein Zeichen gebend. Schminktischchen mit melancholischer Hure. Orientteppich mit melancholischer Hure. Melancholische Hure und Zwergpudel. Melancholische Hure mit Perlenkette türkis. Melancholische Hure mit violettem Schleier. Melancholische Hure den Gast zur Tür geleitend. Melancholische Hure im Dämmerlicht. Melancholische Hure mit aufgeschlagenem Buch. Melancholische Hure mit silbergrauem Kater. Melancholische Hure ganz in Schwarz. Melancholische Hure mit Kinderbildchen. Die vergessene melancholische Hure. Melancholische Hure allein.

Helma Scheer

LAUDATIO AUF HERTA MÜLLER

Meine Damen und Herren,

seit meiner ersten Lektüre von Herta Müllers Buch „Niederungen" habe ich einen Satz nicht mehr vergessen können, der im ersten kurzen Prosastück des Bandes mit dem Titel ‚Grabrede' steht. „Im Namen unserer deutschen Gemeinde", so heißt es da, „im Namen unserer deutschen Gemeinde wirst du zum Tode verurteilt." Und weiter heißt es: „Alle richteten ihre Gewehre auf mich. In meinem Kopf war ein betäubender Knall. Ich blieb quer über ihren Köpfen in der Luft liegen. Leise stieß ich die Türen auf."

Diese Szene, meine Damen und Herren, scheint mir genauer, als eine weitschweifige Abhandlung es könnte, die Voraussetzungen anzugeben für Herta Müllers erzählerisches Verfahren. Die „deutsche Gemeinde", die da das Todesurteil über die Erzählerin fällt, ist eine Gemeinde von deutschsprachigen „Schwaben" im Banat, jener Region an der südwestlichen Grenze Rumäniens, wo Herta Müller aufgewachsen ist. Deutsch ist ihre Muttersprache; deutsch unterrichtet sie heute an rumänischen Schulen; sie selbst hat rumänisch erst in der Schule, als Fremdsprache, gelernt.

Im Sprachexil also ist Herta Müller aufgewachsen; im Sprachexil lebt und schreibt sie noch heute, und es versteht sich, daß aus dieser besonderen Situation auch ein besonderes Verhältnis zur Sprache entsteht. Die eigene Sprache ist nicht selbstverständlich; sie steht immer schon im Kontext des Fremden und erscheint deshalb selber fremd oder doch zumindest – im präzisen Sinn dieses Wortes – *fragwürdig*. Die Frage, ob die eigene Sprache denn auch wirklich die eigene sei – diese Frage, von der wohl alle Dichtung ausgeht –, erhält im Sprachexil einen besonderen Akzent. Sie wird zur Nachprüfung der Verständigung mit denen, die die eigene Sprache sprechen oder doch zu sprechen scheinen. Nicht von ungefähr greift Herta Müller daher immer wieder zurück auf ihre Kindheit in einem kleinen Ort im Banat mit dem Namen Nitzkydorf. Alle haben dort deutsch gesprochen. Doch bei der Nachprüfung der eigenen Herkunft, auf der Suche nach Identität und Integration, trifft die Autorin immer wieder der Schock, sich mit einer *solchen* „deutschen Gemeinde", wie sie ihr von Kindheit an vertraut ist, eben *nicht* identifizieren zu können und zu wollen – ja, von einer *solchen* „deutschen Gemeinde" um die eigene Identität gebracht, „zum Tode verurteilt" und als sprachfähiges Wesen, als Person, exekutiert worden zu sein.

Sie sind keine Exoten, diese Deutschen, die Herta Müller in ihren Dorfgeschichten aus dem Banat beschreibt. Sie sind so auch hierzulande anzutreffen: Deutsche, die sich mit Stolz an die Runen auf den Uniformröcken von damals erinnern und für die der Krieg das Abenteuer ihres Lebens war. Gewiß, diese Erstarrung im Vergangenen, in Kriegs- und Nazi-Nostalgie, wird bei den Banater Schwaben, wie Herta Müller sie beschreibt, noch gefördert durch den brutalen Alltag eines archaischen Lebens auf dem Lande. Da rückt das Schlachten von Tieren in beängstigende Nähe zum Gemetzel und zur Vergewaltigung von Frauen im Krieg. Mit Grauen und Abscheu stellt Herta Müller, aus der Perspektive eines heranwachsenden Kindes, den Terror eines solchen Alltags dar, aber eben diese Distanz ist es auch, die wiederum Angst macht. Denn Abweichung, Anderssein gleich welcher Art – das ist ein immer wiederkehrendes Motiv in Herta Müllers Geschichten – wird in einer so eingeschworenen Gemeinde nicht geduldet und mit dem sozialen Ausschluß sanktioniert. In der Sprache des Alptraums läuft das hinaus auf den Satz: „Im Namen unserer deutschen Gemeinde wirst du zum Tode verurteilt."

Die Voraussetzung von Herta Müllers erzählerischer Methode ist also ein *doppeltes*, ein *potenziertes* Sprachexil. In einer deutschsprachigen Enklave in Rumänien aufgewachsen, kann sie doch in der Sprache, mit der sie aufgewachsen ist, nicht heimisch werden. Denn diese Sprache ist durchtränkt vom Nazi-Jargon, von deutschtümelnder Borniertheit und dumpfer Lust an der Gewalt.

Herta Müllers Lösungsversuch des Problems, von der eigenen Sprache trotzdem Gebrauch machen zu können, besteht nun vor allem darin, die Fragmente einer so verdorbenen Sprache aufzusammeln und sie gleichsam auszustellen. „Die Leute sagen ..." – das ist eine der für ihre Prosa typischen Wendungen, mit denen sie uns und sich selber Sprache sozusagen *vorführt* zum Zweck der Beobachtung und Überprüfung. Herta Müllers poetische Sprache ist nicht einfach jargonfreies Deutsch. Es ist eine Sprache, die den Jargon der „deutschen Gemeinde" zu

ihrem eigenen Gegenstand macht, ihn aufspießt und so überdeutlich demonstriert, daß auch uns – und wir alle haben Grund, uns angesprochen zu fühlen – unheimlich wird angesichts einer solchen „deutschen Gemeinde".
Keine Heimatseligkeit also bei Herta Müller und keine Verklärung des angeblich heilen Lebens auf dem Lande. Auch wo von Folklore die Rede ist, wird einem nicht folkloristisch zumute. Die Menschen, die in Herta Müllers schwarzen Dorfidyllen im Haß nicht nur gegen alles Fremde, sondern auch untereinander eingeschworen sind, erscheinen dem Kind, aus dessen Blickwinkel erzählt wird, als Gespenster schon zu Lebzeiten, als teuflische Todesengel. Noch das Banalste transformiert sich in Bilder des Abgestorbenseins und der Angst. So heißt es nicht etwa, daß der Seidenstrumpf der Mutter eine Laufmasche hat; es heißt vielmehr – ich zitiere –: „Mutters schwarzer Glasfuß hat einen dünnen weißen Riß." Es sind solche ins Groteske umkippende Bilder, mit denen Herta Müller Wirklichkeit deutet, ohne Deutungen aussprechen zu müssen. Gerade die Überdeutlichkeit der Vision, zu der sich in dieser Prosa die alltäglichen Wahrnehmungen verdichten, enthält schon den ganzen Kommentar zu einer gleichsam verwunschenen Realität, der die Erzählerin nur noch wünschen kann, doch endlich ganz zu versinken.
Was da alles zusammengekommen sein mag, um eine solche Hölle auf Erden hervorzubringen – die Isolation einer deutschsprachigen Enklave, die Härte des bäuerlichen Lebens, ein bigotter Katholizismus, das Versagen der Gesellschaftssysteme? Herta Müller gibt darauf keine eindeutige Antwort; sie schreibt kein politisch-soziologisches Traktat. Die Überzeugungskraft ihrer Dichtung – und ich halte es für angemessen, hier von Dichtung zu sprechen – liegt in der nie kalkulierbaren, plötzlichen Bildlichkeit ihrer Sprache. Der scheinbar naive Blick, mit dem bei Herta Müller Wirklichkeit wahrgenommen wird, erzeugt immer wieder überraschende und höchst kunstvolle Verwechslungen von Realem und Phantasie, die doch der Wahrheit näher sind als jeder Versuch einer dokumentarischen Beschreibung. Aber diese Verwechslungen sind es auch, die der Erzählerin den Freiraum geben, sich in jener untergehenden Welt – und *gegen* sie – zu behaupten. Es ist, wie mir scheint, die radikal utopische Lösung, die Herta Müller für sich in Anspruch nimmt: der Versuch, sich querzulegen in einer unerträglichen Realität, und sich im ungesicherten Raum, ohne Grund und Boden, auf etwas hinzubewegen, das vielleicht doch anders wäre. Eben diese Utopie scheint mir in der eingangs angesprochenen Szene formuliert zu sein, wenn es dort nämlich heißt: „In meinem Kopf war ein betäubender Knall. Ich blieb quer über ihren Köpfen in der Luft liegen. Leise stieß ich die Türen auf."
Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren, ich danke Herta Müller.

Marlies Janz

Die Reden wurden gehalten am 28. Januar anläßlich der Verleihung des Literatur-Förderpreises der Freien Hansestadt Bremen an Herta Müller für ihr Buch ‚Niederungen', Rotbuch Verlag, Berlin 1984.

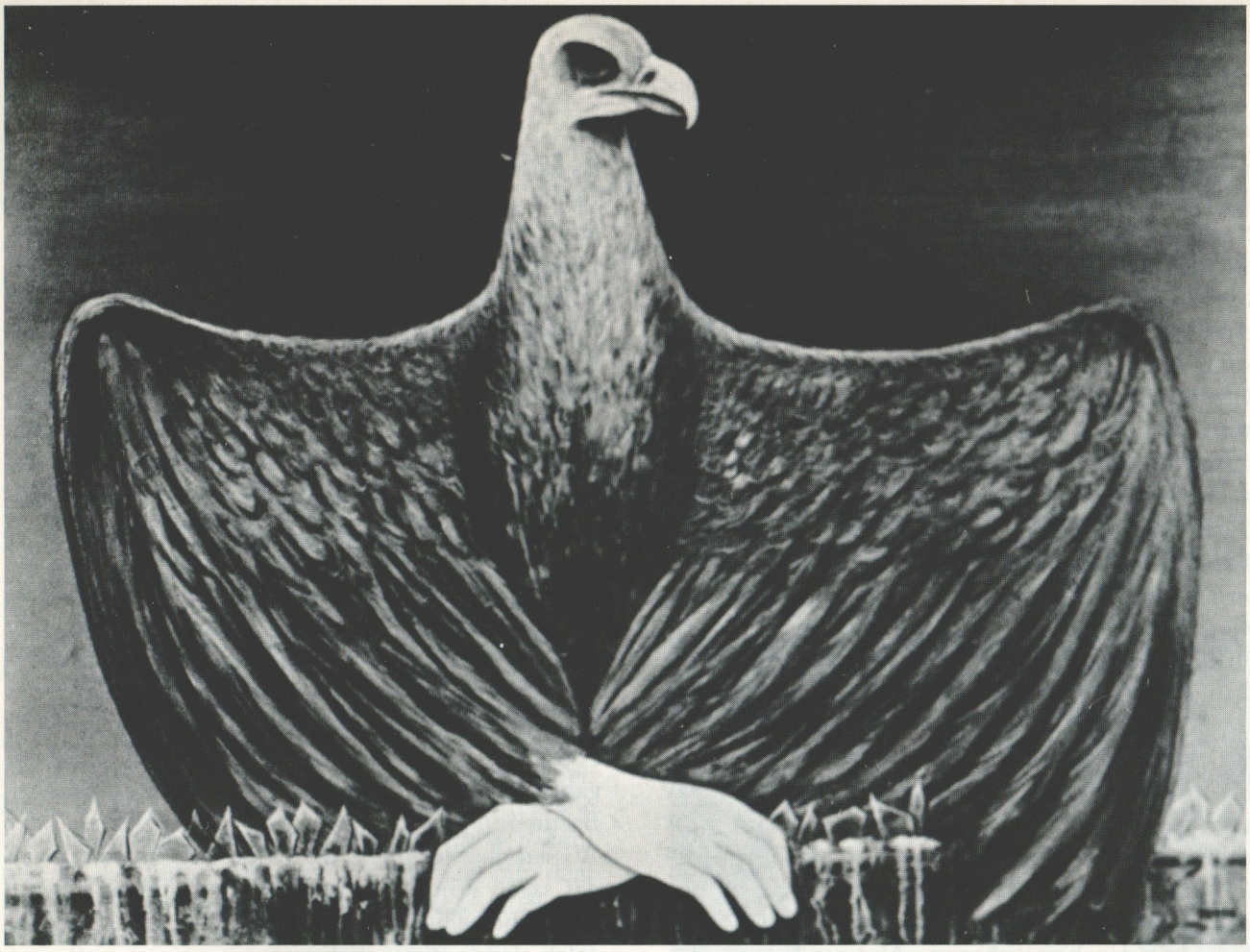
ANSPRACHE DER PREISTRÄGERIN

Meine Damen und Herren,

Ich bin über den Schnee gegangen. Von einem Haus, zum zweiten, zum dritten ist mir ein Hund nachgegangen. Ich bin zu Besuch gewesen. Nach dem Essen hat der Mann gesagt: „So viel Speck und Brot zu essen, wie im Krieg, im Traum. Kaum hab ich geschlafen, und schon hab ich im Traum Speck und Brot gegessen." Hinterm Fenster, als der Mann gesprochen hat, hat der Schnee geschaut. Der Mann hat etwas im Gesicht gehabt: den Bluthund unter einem Aug. Unterm andern den blutenden Hund.
1953 bin ich geboren. 1953 ist Stalin gestorben. Zwischen meiner Geburt und seinem Tod liegen viele weiße Jahre: Stalin war vergessen, als ich ihn begriffen hab. In Zellen und in Lagern sind Leute gestorben. Ihr Tod hat nicht zu mir hergereicht. Das Dorf lag weit. Die Mutter, der Vater, die Nachbarn und Verwandten hatten Augen und Ohren, und mal war ein gutes Jahr, mal war ein schlechtes. Und gemeint war immer die Ernte, wenn sie die Lippen bewegten, um sich zu verstehn. Und wenn im Dorf der kleine Schatten war, der Tod, stand ich in Zimmern vor den Aufgebahrten. Die waren vor der Leichenstarre rasch gewaschen worden von vertrauten Händen und schwarz angezogen. Die hatten nie Politik gemacht und sich im Haushalt still die Krankheit zugezogen, und unauffällig übern Zaun geschaut, was kommt, und rasch sich danach eingerichtet. Die hatten Zeit, um vor dem Tod sich mit den kleinsten Regungen noch zu versöhnen.
„Wenn wir den Krieg gewonnen hätten, wär hier Deutschland", hat Vater gesagt. „Hitler war ein schöner Mann", hat Mutter gesagt. „Du bist

schmutzig wie die Zigeuner", hat Mutter gesagt. „Du bist zornig wie die Ungarn", hat Vater gesagt. „Bei den Nachbarn stinkts wie bei den Walachen", hat Mutter gesagt. „Der Lumpensammler ist schlecht wie ein Jude", hat Vater gesagt.
Mutter hat mir ein Bild gezeigt. Aus Rußland. Mutter ist hohlwangig und kahlgeschoren und hält eine Katze auf dem Arm. „In Rußland hab ich eine Katze gehabt", hat Mutter gesagt. Vater hat zu Ostern seinen dunkelblauen Lodenmantel angezogen. „Diesen Mantel hab ich aus der Kriegsgefangenschaft gebracht", hat Vater gesagt.
Mutter hat die Hacke in den Sommer getragen, für ein gutes, für ein schlechtes Jahr. „Schau, wie die Maisgänse fliegen", hat sie gesagt, wenn Kraniche hoch übers Dorf geflogen sind. Vater ist mit dem Lastauto übers Feld gefahren, und gern durchs Dorf gefahren, durch die Mitte. Und am liebsten ist Vater im Suff gefahren, im schimmernden, glasigen Weg.
Lange hab ich für Mutter und Vater, für die Nachbarn und Verwandten, ein stummes Schuldgefühl gesucht, dem Schall ihres Lachens das Gewissen abgehört und eine Art zu leben, die sich abmüht im Verdrängen. Doch war dies mein Gewissen. Ihr Gewissen hat sie nie erreicht, weil sie so sicher waren, wer sie sind und so bewandert wie das Überleben.
Vater ist tot. Mutter sitzt geduckt, allein im Haus. Sie weiß, die Mauern werden überleben. Die Nachbarn, die Verwandten haben jetzt die Koffer an den Beinen hängen. Sie altern und die Kofferlast gehört zu ihrem Gang. Die Stalinisten meiner weißen Jahre kommen weich herüber, in dieses Land. Jetzt reden sie vom Lager, das keinen Friedhof hat, sondern die sanfte Neige in die Rente. Die Landsmannschaft trägt ihnen die Koffer. Ihre Hände werden leicht, sind angewelkt von allem, was sie taten. Das weiß hier niemand. Man ist fremd und das macht nicht verlegen. Die Nachbarn, die Verwandten wissen: nur keine Politik gemacht. Nur Arbeit finden, stumm den Tag verschuften. Und nebenbei noch Strauß und CDU und Türken raus.
Charlie Chaplin klebt im U-Bahnschacht. Das Weiße schmerzt mich unter seinen Schuhn, und rot, wie angebohrt, in seinem Knopfloch, ist die Nelke. Das Flugzeug ist nicht in der Luft. Vor dem Beamten ist mein Gesicht und das Fahndungsplakat – 50 000 DM. Drei Gesichter sind durchgestrichen. Der Sänger singt: „Ja, es war Schnee, es war Schnee, General und einer mußte den Bluthund machen." Und: „In Polen", ja Sänger, „gibts Polen und Polen". Und in Rumänien? Frag die Gitarre, nur Holz ist ihr Bauch.
Ich geh hier durch eine deutsche Stadt, wie um mich zu entfernen. Die Straße vor und hinter mir heißt „Große Bleiche". Und ein Buch halt ich in der Hand: „Das kurze Leben des Leutnants zur See." Es sind Briefe des David Tinker aus dem Falkland-Krieg. Die Soldatengriffe wurden ihm abverlangt. Und der eigene Schrecken. Aus dem Innern des Minenräumers „Glamorgan" schreibt er seiner Frau: „Sobald ich wieder in der Heimat bin, sehe ich mich mal um, wie groß Dusche, Lokus, Kochherd und Spüle eigentlich sein müssen, damit sie tatsächlich in die Küche passen. Ich glaube nicht, daß wir besonders viel Platz brauchen dafür – dreimal größer als die Kombüse eines Minenräumers oder U-Boots wird sie ganz bestimmt." Das Buch endet: „Glamorgan. Am 12. Juni 1982 im Kampf gefallen David Tinker, Leutnant zur See, 25 Jahre. Dem Ozean übergeben am Abend des 12. Juni."
Und noch zwei Straßen in dieser deutschen Stadt: „Mittlere Bleiche" und „Hintere Bleiche". Und Abend überall und Winter. Am Abend ist der Ozean schwarz, wie der Himmel schwarz ist über Land. Doch der Schnee ist auch am Abend weiß. Er schaut. David Tinker hat etwas im Gesicht: den Bluthund unter einem Aug. Unterm andern den blutenden Hund.
Ich müßte, und könnte, und kann ihn nicht hassen.

Herta Müller



WEM GEHÖRT INGEBORG BACHMANN?

Ingeborg Bachmann
Sonderband aus der Reihe TEXT + KRITIK
Gastredaktion: Sigrid Weigel
München 1984

Sigrid Weigel, Professorin am Literaturwissenschaftlichen Seminar der Universität Hamburg und verantwortlich zeichnende Gastredakteurin des Sonderbandes über die Schriftstellerin, ist vielleicht nicht vorzuwerfen, daß sie die besseren Texte der neueren Bachmann-Rezeption nicht kennt.
Abgesehen von den bekannten Arbeiten Ingeborg Bachmanns, die in einer Bibliographie am Schluß des Bandes aufgezählt sind, stützt sich die Darstellung auf ein recht umfangreiches, gedrucktes Material der so genannten „Sekundärliteratur". Hierhin gehört auch, als Schlußlicht rubriziert unter Punkt II. 5 d), die feministische „Wirkungsgeschichte", benannt: „Zur Literatur von Frauen". Die große Eigenmächtigkeit des Bibliographen in der Veröffentlichung oder Aufbereitung der Wirkungsgeschichte, deren größter Verlust für die Darstellung selbst die buchhalterische Technik der Doppelnennung ist, scheute in manchen, nicht häufigen Fällen vor Verstümmelungen, Vernichtungen und Interpolationen, so daß der Leser absichtlich in die Irre geführt wird, nicht zurück. Die schamloseste Interpolation besteht aus einer Unterdrückung von Elfriede Jelineks Aufsatz „Der Krieg mit anderen Mitteln. Über Ingeborg Bachmann", in: Die schwarze Botin, Heft Nr. 21, Dez/Feb '83/'84. Um von Marianne Schullers „Wiederkehr aus dem Schweigen. Zum ‚Fall Franza' von Ingeborg Bachmann", in: Die Schwarze Botin, Heft Nr. 23, Juni/August 1984 zu schweigen, da der durchgängig absatzweise korrigierte, ganze Passagen auslassende Beitrag von Professor Schuller unter dem Titel : „Wider den Bedeutungswahn. Zum Verfahren der Dekomposition in ‚Der Fall Franza'" in den Sonderband ohne Quellenangabe aufgenommen worden ist. Hanna Schnedl-Bubeničeks Essay „Die andere Wirklichkeit. Traumsprache und Textkörper bei Ingeborg Bachmann", in: Die Schwarze Botin, Heft Nr. 26, März/Mai 1985, erschien bei uns nach Druckle-

gung des Sonderbandes. Die Absicht des Bibliographen ist offenbar: er möchte die Wirkungsgeschichte Ingeborg Bachmanns in einem anderen Licht erscheinen lassen, die - durch Unterschlagung ganzer Rezeptionszusammenhänge und ihrer signifikanten, feministischen Publikationsorte - eine größere Nähe zur Geschichte der Väter vortäuschen soll. Dies bedarf wohl kaum einer Erwähnung, da der Autor gar nicht behauptet, seine Bibliographie dokumentarisch, d. h. vollständig und ohne Ressentiment, angelegt zu haben, denn er spricht ausdrücklich von einer „Auswahlbibliographie 1953-1983/84". Das hat Sigrid Weigel nicht hindern können, seine so zu verstehende politische Bibliographie in den vorliegenden Band kritiklos aufzunehmen. Was letztere betrifft, so ist für uns vor allem von Belang, daß ihre redaktionellen Auslassungen und Verstümmelungen - indem sie uns mit verbotenem Griff in die Tasche faßt -, dazu dienen sollen, Ingeborg Bachmanns feministische Rezeption weniger feministisch und mehr akademisch zu machen, und Ingeborg Bachmann in einem spießigkonventionellen Licht der Zeit erscheinen zu lassen. Für das erstere ist charakteristisch, daß Frau Weigel in den beigegebenen „Notizen", eine jammervolle Art von Vita der beteiligten Autorinnen (= Name, Geburtsjahr, akademische Benennung, daran angeheftet die Publikationstätigkeit), ihre eigenen Publikationen mit akademischem Gestus feministisch konnotiert, für das letztere, daß die Autorin Sigrid Weigel in ihrem eigenen, seitenzahlmäßig voluminösesten Beitrag des Bandes, die Schriftstellerin Ingeborg Bachmann den Kaptivierungen ihrer feministischen Literaturwissenschaft zu unterwerfen trachtet. Ich kann hier und für diesen Zweck eine Kritik, die über das Kritische hinausgeht, nicht leisten, weil dies in einer Kurzbesprechung nicht zu leisten ist. Der Form der Indiskretion auf die Schliche zu kommen, welche darin liegt, angeblich mehr zu wissen als Ingeborg Bachmann gewußt haben soll, wozu der Theorieapparat der Psychoanalyse oder des Poststrukturalismus hilfsweise adaptiert wird, kann nur die begrenzte Bedeutung einer Polemik haben. Sigrid Weigel sucht nachzuweisen, die Schriftstellerin Ingeborg Bachmann habe im Grunde nur die theoriegeschichtlichen Voraussetzungen für poststrukturalistische Thesen geschrieben. Daß dies unter Beteiligung von Roland Barthes geschehen soll, den sie ebensowenig gefragt haben kann wie sie uns gefragt hat, ist nahezu unfaßbar. Denn schließlich hat gerade Roland Barthes eine ganz andere Art von literarischer Lektüre vorgeschlagen, beispielsweise die, welche Elfriede Jelineks Beitrag in der Schwarzen Botin a. a. O., geschuldet ist.

Es hat immer etwas Makelhaftes, wenn eine Redakteurin „in eigener Sache" schreibt, auch und gerade dann, wenn dies unter den vorliegenden Voraussetzungen einer Gastredaktion bei text+kritik geschieht. Da aber die Bachmann-Rezeption in der Schwarzen Botin aus einem für die Gastredakteurin Sigrid Weigel offensichtlich so ungewöhnlichen und neuen Aspekt entstanden ist und entsteht, möchte ich mir dazu einige erläuternde Bemerkungen erlauben. Wir hatten und haben niemals die Absicht, *über* Ingeborg Bachmann in den Kategorien und Begriffen zu schreiben/veröffentlichen, die ein(e) Autor(in) von außen mitbringt und die man so oder so interpretieren kann. Und wenn es auch nur so wäre, gegen die Zumutung einer von höherer Warte aus geschriebenen literaturwissenschaftlichen Reflexion anzugehen, wäre uns das jede nur erdenkliche Mühe wert. Uns ging und geht es darum, Autorinnen zu Wort kommen zu lassen, ganz gleich, ob Schriftstellerinnen, die Ingeborg Bachmann gekannt haben, oder Essayistinnen oder Wissenschaftlerinnen, die unserer Auffassung nach das sagen können, was Ingeborg Bachmann heute vielleicht selbst sagen würde, wäre sie nicht auf solch elende Weise verbrannt.

Ich bin der Meinung, daß die Hamburger Rückführung der feministischen Diskussion um Ingeborg Bachmann auf wissende Indiskretionen und die namenlose Ausbeutung ganzer Diskussionszusammenhänge nicht nur nicht zu legitimieren ist, sondern den Raum des Öffentlichen für Frauen in verhängnisvoller, nicht integrer Weise selbst beschränkt.

Ich schulde Inge Morgenroth und dem Frauenbuchladen Lilith Dank dafür, daß sie mir als Leihgabe ein Exemplar des 34,- DM teuren Sonderbandes zur Verfügung gestellt haben.

Branka Wehowski

„Ich möchte auch nicht außer acht lassen, daß ich als Dichter die Dummheit noch viel länger kenne, könnte ich doch sogar sagen, ich sei manches Mal in kollegialem Verhältnis zu ihr gestanden! Und sobald in der Dichtung ein Mann die Augen aufschlägt, sieht er sich überdies einem kaum beschreiblichen Widerstand gegenüber, der alle Formen annehmen zu können scheint: sei es persönliche, wie etwa die würdige eines Professors der Literaturgeschichte, der, gewohnt, auf unkontrollierbare Entfernungen zu zielen, in der Gegenwart unheilstiftend danebenschießt; sei es luftartig allgemeine, wie die der Umwandlung des kritischen Urteils durch das kaufmännische (...)".

(Robert Musil)

HASE UND IGEL

V MAX
Die Zeitschrift auf der Überholspur
Nr. 1 (o. J.)
hrsg. v. Verein zur Gangbarmachung kultureller Abwege, Berlin
(Vierteljahreszeitschrift)

Im März 1985 erschien in der Redaktion und auf dem Pressemarkt ein „druckfrisches Vorabexemplar V MAX Nr. 1", herausgegeben vom eingetragenen Verein „zur Gangbarmachung kultureller Abwege", „vorläufiger" Sitz in Berlin-Kreuzberg.
„V MAX" ist insoweit interessant, als sich an ihm die politische Tendenz eines mal postmodernen, mal negativ-utopistischen Männer-Denkens ablesen läßt. Das Heft enthält u. a. ein simuliertes Interview mit Stanislav Lem und ein aus der spanischen Zeitschrift „La Luna" übersetztes Gespräch mit dem postmodernen Semiologen Jorge Lozano, auch ein Beitrag des Professors und Autorität für Blahblah, Dietmar Kamper, fehlt nicht. Vielleicht hat letzterer seinen Beitrag, den er behäbig „Der freie Lauf der Dinge und der eherne Gang der Phantasie" nennt, nicht einmal extra für die Untergrundpresse mit frivolen Einschüben versehen, um den sogenannten Untergrund zum Lachen zu bringen, denn er hat ihn in vorliegender Fassung woanders veröffentlicht haben können, z. B. bei den seriösen Verlagen, die Usambara-Veilchen wie Bomben handeln. Rätselhaft, wie überhaupt die redaktionslos arbeitende Zeitschrift Rätsel aufgeben will (Motto des Editorials: „Hinter und in V. ist mehr verborgen, als irgendeiner von uns vermutet hatte"), rätselhaft wie schon gesagt ist, ob „V MAX" mit seinen dümmlichen, abgehalfterten '68er-Altvorderen-Comics wie „Arbeit Macht Freibier" oder: „Auf daß ihr alle gesund seid", sein Denken, Haarfarbe: Pfeffer&Salz, illustrieren will. Die eher gesichtslos scheinen mögende Zeitschrift wählte für ihr Gesicht eine an Drogerie-Werbungen erinnernde Schrift-Type und ein schräg-exaltiertes Layout. Daß sich V MAX auf fragwürdige Traditionsbestände des Denkens beruft, verdeutlicht das Editorial der Herausgeber: „Wir haben zwar keine Organisation hinter uns, aber irgend jemanden muß man ja im Rücken haben: wir wissen uns eins mit dem Schicksal. (...) wir dienen in aller Bescheidenheit der Rache des Undefinierbaren. Wir sind Fatalisten; keine Agenten der Geschichte, sondern Schergen des Schicksals. Als solche weisen wir natürlich jede Verantwortung für unser Tun und Treiben weit von uns" (S. 3). Bleibt eigentlich nur zu fragen, ob linke Hochschullehrer, die ihrerseits Erzogene sind, die no-future-generation zum postmodernen Kompostfaschismus erziehen. Eine Frage, die, angesichts der Tendenz des Neokonservativismus in der Untergrundpresse, nicht mehr unbeantwortbar ist.

Branka Wehowski

Literatur, die uns aufgefallen ist

Hannah Arendt, Das Urteilen. Texte zu Kants politischer Philosophie. Piper, München 1985

Djuna Barnes, Portrait des Photographen Alfred Stieglitz: „Jeder muß seine eigenen Federn lassen." In: Freibeuter 23, Wagenbach, Berlin 1985

Neda Bei, Brigitte Classen, Kesse Väter und epoché. Zur Phänomenologie des wissenden Blicks. (Im Erscheinen)

dies., Das Postfräulein im Postillon. Rentnermystik und Modernistenstreit. (In Planung)

dies., Pomade und Praediskurs. Zur Ästhetik des Erhabenen und des Knopflochs. (lim. Aufl., vergr.)

Noëmi Blumenkranz-Onimus, LA POESIE FUTURISTE ITALIENNE. Essai d'analyse esthétique. Paris, Klincksieck 1984

Christina von Braun, NICHTICH. Die Logik der Hysterie. neue kritik, Frankfurt a. M., Juni 1985

Wolfgang Coy, Industrieroboter. Zur Archäologie der zweiten Schöpfung. Rotbuch, Berlin 1985

Elfriede Czurda, Signora Julia. Prosa. Rowohlt, Reinbek 1985

Dokumentation Kritische Universitätsgeschichte (Ein Bericht). Projektgruppe Kritische Universitätsgeschichte, Wien 1985

Marguerite Duras, Der Liebhaber. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1985

Claudia Erdheim, Bist Du wahnsinnig geworden? Roman, Löcker, Wien-München 1984

Richard Faber, Renate Schlesier (Hg.), Die Restauration der Götter. Antike Religion und Neo-Paganismus. Erscheint demnächst bei Königshausen/Neumann, Würzburg

Forschung an Österreichischen Universitäten zum Thema Bildung der Frau. Bibliographie der Dissertationen, Diplom-und Hausarbeiten 1970–1984. Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Wien 1985

Marlies Janz, Die Krystle von der Post (postlagernd)

Elfriede Jelinek, Theaterstücke, Prometh, Köln 1984

Greta Knutson, Lunaires. Flammarion, Paris 1985

Ursula Krechel, Vom Feuer lernen. Der Gedichtband soll im Herbst bei Luchterhand erscheinen

Eda Kriseová, Die Pompejanerin. Roman. Fischer, Frankfurt a. M. 1982

Kunst mit Eigensinn. Aktuelle Kunst von Frauen. Texte und Dokumentation. Hg. v. Silvia Eiblmayr, Valie Export, Monika Prischl-Maier. Löcker, Wien-München 1985

Klaus Laermann, Das Gefasel der Gegenaufklärung. In: Merkur 433, Klett-Cotta, Stuttgart 1985

Mechthild Lembcke, Christa Hackenesch, Hegel in Tübingen. Konkursbuchverlag, Tübingen 1984

Věra Linhartová, Chimäre oder Querschnitt durch die Zwiebel. Literarisches Colloqium, Berlin 1970

Herta Nagl-Docekal, Franz Wimmer (Hg.). Neue Ansätze in der Geschichtswissenschaft. VWGÖ, Wien 1984

Meret Oppenheim, Katalog zu den Ausstellungen Bern, Frankfurt, Berlin, München (München 14. Juni bis 21. Juli). Kunsthalle Bern 1984

Parkett No 4/1985. Collaboration Meret Oppenheim. Kunstzeitschrift/Art Magazine, Zürich

Daniela von Raffay, Wer hat Angst vor'm bösen Zwerg? Über Krüppel in Mythen (Unveröffentl. Manuskript). Berlin 1985

Renate Schlesier (Hg.), Faszination des Mythos. Stroemfeld/Roter Stern, Basel und Frankfurt a. M. 1985

Gertrude Stein, keine keiner. Ein Kriminalroman. Arche, Zürich 1985

The Alice B Toklas Cook Book. Brilliance Books, London 1983

Marina Zwetajewa, Mein weiblicher Bruder. Matthes & Seitz, München 1985

DIE SCHWARZE BOTIN No 1–26, Berlin 1976–1985

Sämtliche Bücher sind erhältlich im Frauenbuchladen *Lilith*, Knesebeckstr. 86/87, 1000 Berlin 12, Tel.: (030) 3123102

In eigener Sache

Wir dulden nicht länger, daß Unverdrossene Texte der Schwarzen Botin übernehmen, ungefragt aus ihnen abdrucken, ohne sie auszuweisen, oder sich unsere Ideen aneignen und als die eigenen ausgeben. Allen denjenigen, die ferner solchen Praktiken huldigen wollen, sei gesagt, daß wir sie bloßstellen werden.

Übrigens sind wir keine Konjunkturkulturellen. Unsere Zeitschrift ist auf Papier gedruckt, nicht auf Gold. Bitte bezahlt Eure Abonnements.

Ankündigung

Eine Ausstellung von Edith Lechtapes Skulpturbildern findet vom 30. 11. 1985 - 12. 1. 1986 im Museum Bochum statt.

DIE SCHWARZE BOTIN

Buchhandelspreis: DM 8,-

Texte

Neda Bei, Gott & Tot 3
Lydia Steptoe (Djuna Barnes), Against Nature 4
Ursula Krechel, Nachtleben 6
Elfriede Jelinek, Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr 7
Libuše Moníková, Das totalitäre Glück 13
Lydia Steptoe (Djuna Barnes), What Is Good Form in Dying 17
Ursula Krechel, Das Grab der Welthölzer 19
Ursula Krechel, Dann 19
Leonora Carrington, Ein Flanellnachthemd 20
Edith Seifert, Kastration und Verneinung 25
Claudia Mazanek, Erherzog - Herzherzog: Der schwimmende Österreicher 30
Helma Scheer, Trauer muß Elektra tragen 31
Helma Scheer, Die melancholische Hure 31
Marlies Janz, Laudatio auf Herta Müller 32
Herta Müller, Ansprache der Preisträgerin 33
Branka Wehowski, Wem gehört Ingeborg Bachmann? 35
Branka Wehowski, Hase und Igel 37
Literatur, die uns aufgefallen ist 38
In eigener Sache 39

Bildnachweis:

Titelbild: Edith Lechtape, Skulpturbild XIX,2 (Rede an die Maden ist der Titel des Heftes, nicht des Bildes); Renate Bertlmann, Diverse Farbphalle. Im pudiche 1983/84 (2); Mario Mafai, Schaufensterpuppen (Manichini), 1939–40 (9); Schädel des Freibeuters Sanglot (12); Marie Cernisova Toyen, Der Schießstand (Le tir), 1939 (17); Leonora Carrington, Le bon roi Dagobert (21); Leonor Fini 1951 (24); Greta Knutson, Verschiedene (34); Marie Cernisova Toyen, Die gefährliche Stunde (L'heure dangereuse), 1942 (35); Marie Cernisova Toyen, Relâche, 1943 (37); Dorothea Tanning, Aufladung (39).

Impressum:

DIE SCHWARZE BOTIN
Verlag Marina Auder, Fasanenstr. 55, 1000 Berlin 15, Tel. 030/883 87 34. Herausgeberin: Brigitte Classen. Redaktion: Brigitte Classen, Branka Wehowski. Redaktionsanschriften: Brigitte Classen, Berliner Str. 124, 1000 Berlin 31, Tel. 030/8 21 86 33; Branka Wehowski, Fasanenstr. 55, 1000 Berlin 15, Tel. 030/8 83 87 34. Ausland: Marie-Simone Rollin, 37, rue Saint-Fargeau, F-75020 Paris; Elfriede Jelinek, Jupiterweg 40, A-1140 Wien. Layout: Marina Auder, Brigitte Classen, Branka Wehowski. Satz und Druck: Jürgen Kleindienst, Blücherstr. 31 a, 1000 Berlin 61; Vertrieb für Berlin und die BRD: Regenbogen-Buchvertrieb Seelingstr. 47, 1000 Berlin 19, Tel. 030/3 22 50 17; Vertrieb für Österreich: Karl-Heinz Marenke, Linke Wienzeile 100/18, A-1060 Wien, Tel. 56 34 88; Jahresabonnement DM 28,— (DM 7,— pro Heft); Die Schwarze Botin erscheint vierteljährlich (im März, Juni, September, Dezember). Versandkosten trägt der Verlag. Aufnahme der Lieferung gilt als Zahlungsbestätigung. Bestellungen sind an den Verlag Marina Auder, Fasanenstr. 55, 1000 Berlin 15, zu richten. Sonderkonto Marina Auder, Sparkasse der Stadt Berlin West 0710 106 106; Postgiroamt Berlin West (Marina Auder), 3537 53-100.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Autorinnen und der Redaktion.